



Die Familie Alvareda.

Eine spanische Dorfgeschichte

von

Fernan Caballero.

Deutsch von L. G. Lemcke.

Paderborn,

Verlag von Ferdinand Schöningh.

1860.

Erstes Buch.

Erstes Capitel.

Wenn man längs der alten Mauern, welche die Stadt Sevilla gleich einem steinernen Gürtel umgeben, herumgeht und den Fluß und die Promenade las Delicias zur Rechten liegen läßt, so gelangt man an das St. Ferdinandsthor.

Von diesem Thore an läuft in grader Linie durch die Ebene bis an den Fuß des unter dem Namen Buena-Vista bekannten Hügels ein Weg, der mittels einer steinernen Brücke über das Flüßchen Tagarete hinweg und an dem ziemlich steilen Abhange des Hügels hinaufgeht, auf dessen Spitze sich die Ruinen einer Capelle befinden.

Wenn man diesen Weg aus der Vogelperspective betrachtet, so sieht es aus, als ob Sevilla einen

Arm nach jenen Ruinen ausstreckte und dieselben in die Höhe hielte, wie um die Aufmerksamkeit darauf zu lenken; denn diese Ruinen, obwohl klein und ohne eine Spur künstlerischen Verdienstes, sind eine religiöse und historische Erinnerung, ein Vermächtniß des großen Königs Ferdinand III., dessen Andenken so populär ist, daß er als Held bewundert, als Heiliger verehrt und als König geliebt wird, und diese große historische Gestalt so das Ideal des spanischen Volkes darstellt.

Von der Höhe aus geht der Weg an der entgegengesetzten Seite wieder hinunter und gelangt in ein kleines Thal, durch welches ein Bach fließt. Dieser hat sein Bett so sorgfältig gewaschen, daß es nur aus glänzendem Kies und goldgelbem Sande besteht.

Nachdem der Weg das Bächlein überschritten hat, lächelt er zur Rechten einem freundlichen und gastlichen Wirthshause zu und begrüßt zur Linken ein maurisches Castell, das stolz auf einer Anhöhe zu sitzen scheint, denn es sieht aus, als habe der Boden sich eigens erhoben, um ihm zum Piedestal zu dienen.

Dieses Schloß schenkte König Peter von Castilien seiner schönen und berühmten Geliebten Doña Maria de Padilla, deren Namen es noch trägt.

Schloß und Landgut der Doña Maria gingen im Laufe der Zeit, ohne Zweifel durch eine fromme Schenkung, in den Besitz der Kathedrale von Sevilla über, deren Capitel dieselben in unserer Zeit an einen Privatmann verkaufte. Dieser bezahlte das gute Weideland und die schönen Oliven der Doña Maria; die historischen Erinnerungen kamen nicht in Rechnung, denn bald darauf erschien die alte, runzlichte und vergilbte Doña Maria in einem Kleide von schneeweißem Kalk, mit grüner Verbrämung und Brillanten von Krystall, zierlich und aufgeputzt wie ein eitles junges Mädchen, so daß unter den entzückten Landleuten sich das Gerücht verbreitete, die schöne Sünderin, das reizende Kebsweib, habe ohne Zweifel durch fünfhundertjähriges Fegefeuer ihr anstößiges Leben gebüßt und sei eingegangen in Gottes Gnade. Diejenigen aber, welche alte Erinnerungen und das schöne und stattliche Costüm der Zeit lieben, seufzten und klagten, als ob ein Grab entweiht sei.

Folgen wir jedoch dem Laufe des Weges zwischen den Zwergpalmen und Stecheichen einer Viehweide hindurch bis nach dem Orte Dos-Hermanas, *)

*) Der Name bedeutet wörtlich: Die zwei Schwestern.

welcher in einer sandigen Ebene zwei Meilen von Sevilla entfernt liegt.

Um aus diesem Dorfe, welches im Rufe großer Häßlichkeit steht, einen malerischen und hübschen Ort zu machen, müßte man eine lügnerische und schöpferische Einbildungskraft haben; Derjenige, der ihn hier schildert, malt nur ab.

Kein Fluß, kein See, keine schattigen Bäume keine ländlichen Häuschen mit grünen Jalousien, keine mit Schlingpflanzen bedeckte Lauben sind da zu sehen; keine stolzen Pfauen und Perlhühner picken den grünen Rasen; keine schönen Alleen von Bäumen stehen, gleich Sclaven, die Sonnenschirme halten, in grader Linie da, um dem Wanderer fortwährenden Schatten zu bieten. Von dem Allen ist Nichts vorhanden. Wir gestehen es zu unserm Bedauern. . . . Alles ist dort bäuerisch, roh und unelegant. Statt dessen aber findet ihr daselbst freundliche und fröhliche Gesichter, zum Beweise, daß man aller der genannten Dinge durchaus nicht bedarf, um glücklich zu sein. In den Gärtchen hinter den Häusern findet ihr Blumen und vor den Thüren in noch größerer Anzahl kräftige und muntere Kinder; ihr findet den süßen Frieden des Landes, den Stille und Einsamkeit geben, eine Atmosphäre

des Eden, einen Himmel des Paradieses. Das sind die Vorzüge, deren der Ort sich erfreut und welche die andern wohl aufwiegen.

Das Dorf besteht aus einigen breiten Gassen von einstöckigen Häusern, die in ermüdend graden, aber nicht parallelen Linien gebaut sind und auf einen großen sandigen Platz ausmünden, welcher wie ein gelber Teppich vor einer schönen Kirche liegt, die ihren hohen, mit einem Kreuz gekrönten Thurm emporhebt wie ein Krieger seine Standarte.

Im Rücken der Kirche gelangt man in die Oase dieser Wüste. An der Hinterwand des Gotteshauses befindet sich eine große Thür, die in einen langen und geräumigen Hof führt, und am Ende desselben liegt die Capelle der heiligen Anna, der Schutz-patronin des Dorfes. Dicht neben der Capelle und an dieselbe angebaut steht das kleine ärmliche Häus-chen ihres Hüters, der zugleich Cantor und Sacristan der Kirche ist. In dem Hofe stehen hundertjährige Cypressen, düster und geheimnißvoll; auch findet man dort die muntere, ausgelassene Thuja, deren Holz so leicht ist, die so schnell wächst und, im Bewußt-sein ihres kurzen Lebens, ihre Blätter, Blüthen und ihren Duft verschwenderisch in den Wind streut, so-wie den Orangenbaum, den vornehmen Herrn und das

Lieblingskind des andalusischen Bodens, dem das Leben so süß und so lang gemacht wird. Auch den Weinstock findet ihr dort, der gleich dem Kinde menschlicher Hilfe bedarf, um zu wachsen und zu gedeihen, und seine breiten Blätter wie liebkosend um das Geländer schlingt, das ihn stützt; denn sicher haben auch die Pflanzen ihren Charakter und machen je nach diesem einen verschiedenen Eindruck. Kann man etwa eine Cypresse ohne Ehrfurcht, eine Thuja ohne Zuneigung, einen Orangenbaum ohne Bewunderung ansehen? Erzeugt nicht der Lavendel den Gedanken an ein reines und friedliches Innere und den Sinn dafür? Erzeugt nicht der Thymian, der Wohlgeruch der Weihnacht, seine guten und frommen Gedanken?

Rechts und links vom Dorfe erstrecken sich jene endlosen Olivenwälder, die den Hauptzweig des Landbaues in Andalusien bilden. Diese Bäume sind in einiger Entfernung von einander gepflanzt, und dadurch erhalten die Wälder etwas Freundliches, während ihr durch den Pflug geebneter und gereinigter Boden sie ermüdend einförmig macht. Von Zeit zu Zeit gelangt man zu dem Gehöfte des Grundstückes, zu welchem die Waldungen gehören. Diese Gehöfte sind ohne Geschmack und Symmetrie gebaut, und man geht um dieselben herum, ohne daß es gelingt,

ihre Vorderseite zu entdecken. Diese großen Steinmassen haben nichts Grandioses als die Thürme ihrer Mühlen, die zwischen den Bäumen hervorsehen, als ob sie dieselben zählen wollten. Die Güter gehören größtentheils der Aristokratie von Sevilla, sind aber, weil die Damen keinen Geschmack am Landleben finden, in der Regel unbewohnt und daher vernachlässigt und leer wie Scheunen. So kommt es, daß in diesen abgelegenen und einsamen Gegenden die Stille nur unterbrochen wird durch das Krähen des Hahnes, der sorgsam seinen Serail hütet, oder durch das Geschrei eines alten Esels, den der Verwalter spazieren schickt und dem die Einsamkeit langweilig wird.

Dennoch hätte man beim Einbruch eines schönen Januarabends im Jahre 1810 die wohlklingende und frische Stimme eines jungen Mannes von zwanzig Jahren hören können, der mit der Flinte auf der Schulter festen und leichten Schrittes einen Fußpfad zwischen den Olivenbäumen entlang schritt. Seine ebenmäßige Gestalt war groß und würdevoll; seine Erscheinung, seine Bewegungen, sein Gang hatten jene Leichtigkeit, Anmuth und Eleganz, welche die Kunst mit Mühe erzeugt, die Natur aber mit vollen Händen den Andalusiern zugetheilt hat. Hoch und stolz trug er den mit schwarzen Locken gezier-

ten Kopf, ein Muster des schönen spanischen Typus. Seine großen schwarzen Augen waren lebhaft, sein Blick fest und voll Intelligenz; seine schön geformte Oberlippe war mit einer Geberde heitern Muthwillens in die Höhe gezogen und ließ eine Reihe glänzend weißer Zähne sehen. Seine ganze stattliche Erscheinung zeugte von einer Ueberfülle von Leben, Kraft und Energie. Ein silberner Knopf hielt sein weißes Hemd über dem braunen Halse zusammen. Er trug eine kurze Jacke von braunem Tuche, kurze Beinkleider von demselben Stoffe, die am Knie mit seidenen Litzen und Quasten befestigt waren; eine Leibbinde von gelber Seide war mehrmals um seine schlanke Taille geschlungen. Rindslederne Schuhe und feingesteppte Gamaschen bedeckten seine Füße und Unterschenkel und ein breitkrämpiger sogenannter calañeser oder portugiesischer Hut, mit Sammt besetzt und mit seidenen Quasten verziert und keck nach der linken Seite geneigt, vollendete die elegante andalusische Tracht.

Dieser junge Mann, durch seinen thätigen Geist wie durch unerschrockenen Muth bekannt, war von dem Verwalter eines der erwähnten Grundstücke zum Aufseher während der Olivenernte berufen worden. Im Gehen sang er:

Geh' ich zum Liebchen hin,
Bin ich so munter,
Steige bergan
Als ging' es bergunter;
Aber komm' ich vom Liebchen her,
Wie wird der Weg bergab mir schwer!

Angelangt bei einer Umzäunung, welche den Olivenhain umgab, sprang der Aufseher, ohne erst lange nach einer Thür zu suchen, darüber hinweg und sah sich auf einer Landstraße, Aug' in Auge mit einem andern jungen Manne, der wenig älter war als er und demselben Orte zuschritt. Dieser Jüngling war eben so gekleidet als der erstgenannte, aber er war kleiner und hielt sich weniger aufrecht. Seine braunen Augen waren nicht so lebhaft, sein Blick ruhiger, sein Mund ernster und sein Lächeln sanfter. Anstatt der Flinte trug er einen Spaten auf der Schulter; vor ihm her ging ein Esel, den er nicht antrieb, und hinter ihm ein großer dicht- und kurzhaariger, gelblichweißer Hund von der schönen Race der Hirtenhunde von Estremadura.

„Hollah!“ Bist Du's, Perico? Grüß Dich Gott,“ sagte der zukünftige Aufseher.

„Gleichfalls, Ventura,“ antwortete der Andere. „Kommst Du zum Feierabend?“

„Nein,“ antwortete Ventura, „ich komme in Geschäften. Ueberdies ist's acht Tage her —“

„Daß Du meine Schwester Elvira nicht gesehen hast?“ unterbrach ihn Perico mit seinem sanften Lächeln. „Gut, Freund, so schlägst Du zwei Fliegen mit einer Klappe.“

„Halt Du den Mund und ich thu' es auch, Perico; wer in einem Glashause wohnt, wirft nicht nach dem des Nachbars mit Steinen,“ antwortete der Aufseher.

„Du Glücklicher, Ventura,“ fuhr Perico seufzend fort; „Du kannst heirathen, wenn Du willst, ohne daß irgend Etwas Dir im Wege steht.“

„Wie?“ fragte Ventura, „wer oder was kann Dich denn hindern wollen, Dich zu verheirathen?“

„Der Wille meiner Mutter,“ antwortete Perico.

„Was sagst Du?“ rief Ventura aus; „und weshalb denn das? Was hat sie denn an Rita auszusetzen, die doch jung, hübsch und von rechtschaffenem Herkommen ist; sie ist ja Deine Base.“

„Grade das ist der Grund, den die Mama anführt, weshalb sie ihr nicht genehm ist.“

„Scrupel einer alten Frau! Will es etwa die Mama besser wissen als die Kirche, die es erlaubt?“

„Es sind keine religiösen Bedenken,“ antwortete Perico, „die meine Mutter hegt; sie meint, dergleichen Verbindungen zwischen nahen Verwandten seien wider die Natur; ein und dasselbe Blut übe eine abstoßende, keine anziehende Kraft, und über kurz oder lang kämen Leiden, Unheil und Unverträglichkeit daraus her. Sie erzählt hundert Beispiele davon.“

„Achte nicht darauf,“ sagte Ventura; „laß sie Unheil verkünden und krächzen wie ein Käuzchen. Die Mütter müssen immer gegen die Heirath ihrer Söhne Etwas einzuwenden haben.“

„Nein,“ antwortete Perico ernst, „nein, ohne die Einwilligung meiner Mutter werde ich nie heirathen.“

Einige Augenblicke gingen sie schweigend neben einander her; darauf sagte Ventura:

„Ich mache es allerdings wie jener Schiffspatron, der die Leute einschiffte und selbst auf dem Lande blieb, oder wie jener Prediger, der sagte: Thut nach meinen Worten und nicht nach meinen Werken. Hält mich nicht etwa auch der Wille meines Vaters fest, wie einen Löwen eine wollene Leine? Denn, glaub' nur, Perico, wäre es nicht meines Vaters wegen, der es nicht will, so wäre ich jetzt zu dieser Stunde in Utrera, wo die Frei-

willigenschwadron angeworben wird gegen die nichtswürdigen Verräther, die sich wie Freunde in unsere Thüren schleichen, um sich zu Herren des Landes zu machen und uns ein fremdes Joch aufzulegen. Weißt Du wohl, Perico, daß wir als schlechte Spanier und Feiglinge handeln, indem wir zu Hause bleiben, während wir die Andern marschiren sehen?"

„So denk' auch ich," antwortete Perico; „wie soll ich aber meine Mutter und Schwester verlassen, die Niemand haben, an den sie sich halten können? — Aber das kannst Du glauben, wenn meine Mutter darauf beharrt, mich nicht heirathen zu lassen, so kann ich nicht länger so leben und gehe mit den Andern. Dazu bin ich entschlossen."

„Und daran thust Du wohl," sagte Ventura mit Nachdruck. „Was mich betrifft, so werde ich eines schönen Tages, mag man mich rufen, so viel man will, nicht antworten. Und glaube mir, Perico, an dem Tage werden einige Franzosen weniger auf spanischem Boden sein."

„Und Elvira?" fragte Perico.

„Wird es machen wie die Andern. Sie wird mich erwarten . . . oder mich beweinen."

Zweites Capitel.

Das Haus der Familie Perico's war geräumig und von Innen und Außen sauber geweißt; zu beiden Seiten der Thür war eine Steinbank an der Wand angebracht. Auf dem Flur hing eine Lampe vor dem Bilde des Erlösers, welches sich über der innern Thür befand, wie es die katholische Sitte verlangt, nach welcher Allem ein religiöser Gedanke vorausgehen und Alles unter heiligem Schutze stehen muß. Mitten in dem geräumigen Hof erhob sich dicht belaubt auf seinem kräftigen und saubern Stamm ein ungeheurer Orangenbaum. Ein rundes Spalier schützte seinen Fuß wie ein Cüraß. Seit vielen Menschenaltern war dieser schöne Baum eine Quelle von Genüssen für die Familie gewesen. Der verstorbene Juan Alvareda, Perico's Vater, besaß den traditionellen Dünkel, die Existenz des Baumes bis

zu der Epoche der Vertreibung der Mauren zurückzuverfolgen, nach welcher, seiner Behauptung zufolge, ihn ein Alvareda, ein ehemaliger Soldat König Ferdinand's des Heiligen, gepflanzt habe; und als der Pfarrer, seiner Frau Bruder, einige Zweifel in Bezug auf seine alte und ununterbrochene Geschlechtsfolge äußerte und ihn eines Andern belehren wollte, antwortete er mit voller Gemüthsruhe und ohne daß seine Ueberzeugung auch nur einen Augenblick wankend wurde, alle Stammbäume der Welt seien alt, und die directe Geschlechtsfolge der Reichen könne wohl erlöschen, die der Armen aber niemals.

Die Frauen der Familie machten aus den Blättern des Orangenbaumes magenstärkende und nervenberuhigende Tränke. Die Mädchen schmückten sich mit den Blättern und machten sie in Zucker ein. Die Kinder labten ihren Gaumen und erfrischten ihr Blut mit seinen Früchten. Die Vögel hatten zwischen seinen Blättern ihr Hauptquartier und sangen ihm tausend fröhliche Lieder vor, während seine Besitzer, die in seinem Schatten aufgewachsen waren, ihn im Sommer unermüdlich begossen und ihm im Winter die trockenen Zweige abrissen, wie man dem Haupt eines geliebten Vaters, der sich nicht gern alt werden sieht, die weißen Haare ausreißt.

Zur Rechten und Linken der Eingangsthür befanden sich zwei gleiche Wohnungen, bestehend aus einem Wohnzimmer, welches zwei kleine vergitterte Fenster nach der Straße hinaus hatte, und zwei kleinen Schlafkammern, die mit dem Wohnzimmer einen Winkel bildeten und ihr Licht vom Hof erhielten. Eine Thür im Hintergrunde des letztern führte auf einen sehr großen Viehhof, wo sich die Küche, das Waschhaus und die Ställe befanden und in dessen Mitte ein großer Feigenbaum prangte, der so wenig Anmaßung und Eigenliebe besaß, daß er sich ohne Murren des Nachts zum Ruheplatz für die Hühner hergab, ohne auch nur ein einziges Mal seine Zweige unter der unbequemen Last zu beugen, sei es auch nur, um ihnen aus Muthwillen einen Possen zu spielen.

Der Herr des Hauses war seit drei Jahren todt. Als er sein Ende nahe fühlte, rief er seinen Sohn Perico und sprach: „Dir bleibt die Sorge für Deine Mutter und Schwester. Wache über die Eine und leite sie und laß Dich leiten von der Andern. Ich habe in der heiligen Furcht Gottes gelebt und an den Tod gedacht, und so erschreckt und überrascht mich seine Ankunft nicht. Denke an meinen Tod, damit Du ihn nicht fürchtest; alle Alvaredas

sind rechtschaffene Leute gewesen; in Deinen Adern rinnt dasselbe spanische Blut, welches sie dazu machte. Sei wie sie und Du wirst glücklich leben und ruhig sterben."

Seine Wittwe Anna war eine für ihre Lebensstellung ausgezeichnete Frau und wäre es auch in einer höhern gewesen. Von ihrem Bruder, der Pfarrer war, erzogen, besaß sie einen ausgebildeten Verstand, einen ernsten Charakter, ein würdevolles Wesen und eine instinktartige Liebe zur Tugend. Diese Eigenschaften im Verein mit ihrer Wohlhabenheit gaben ihr ein wirkliches Uebergewicht über ihre ganze Umgebung, und sie bediente sich desselben, ohne es zu mißbrauchen. Ihr gehorsamer, bescheidener, thätiger Sohn Perico war ihr Trost gewesen und hatte ihr nie einen andern Verdruß gemacht als den durch seine Liebe zu seiner Base Rita.

Ihre Tochter Elvira, drei Jahre jünger als ihr Bruder, war eine Malve an Anmuth, ein Veilchen an Bescheidenheit, eine Lilie an Reinheit. In ihrer Kindheit war sie kränklich gewesen und dies hatte ihrem Gesichte, welches dem ihres Bruders sehr ähnlich war, eine Blässe und einen Ausdruck ruhiger Ergebung aufgedrückt, die ihr einen eigenthümlichen

Reiz verliehen. Von Kindheit auf hatte sie Zuneigung gehabt zu Ventura, dem schönen und muthigen Sohne des Nachbars Pedro, eines Freundes und Gevatters des verstorbenen Juan Alvareda.

Pedro's Frau war bei der Geburt einer Tochter gestorben, die der Vater seitdem einer Schwester der Verstorbenen, die Nonne in Alcalá war, anvertraut hatte. So von seiner Tochter getrennt, hatte Pedro seine ganze Liebe auf seinen Sohn Ventura übertragen und ihn mit Freude und Stolz zum schönsten, muthigsten, stattlichsten der jungen Burschen des Dorfes heranwachsen sehen.

Der Wohnung Alvareda's grade gegenüber lag das kleine Haus Maria's, der Mutter Rita's. Maria war Wittwe von einem Bruder Anna's, der Verwalter des benachbarten Gutes Quintos gewesen war. Diese Frau war so gut, so sanft, so redlich und offen, daß sie nie Charakter und Energie genug gehabt hatte, um die hochfahrende, schroffe und entschiedene Sinnesart, welche ihre Tochter Rita von Kindheit an zeigte, zu beugen; diese schlimmen Eigenschaften hatten sich daher ungehindert entwickelt. Ihr Charakter war heftig, ihr Gemüth aufbrausend und ihr Herz kalt. Ihr Gesicht, das außerordentlich hübsch, verführerisch, ausdrucksvoll, pikant, lebhaft,

rosig und schalkhaft war, bildete einen vollkommenen Gegensatz zu dem ihrer Cousine Elvira; die Eine war einer frischen, aber mit ihren Dornen besetzten Rose zu vergleichen, die Andere einer jener Passionsrosen, über deren blassen Blättern sich eine Dornenkrone als Sinnbild des Leidens erhebt, während auf dem Grunde ihres Kelches ein süßer Honig verborgen liegt.

Bei der Schilderung und Classification der Mitglieder dieser Familie und ihrer Verwandten dürfen wir Melampo nicht übergehen, den Hund, den wir schon Perico auf seinem Rückwege bedächtig haben folgen sehen. Wir müssen ihm die ihm gebührende Stelle einräumen, denn nicht alle Hunde sind gleich, auch nicht vor dem Gesetz. Melampo war ein ehrenwerther und würdevoller Hund, der keine Ansprüche machte, nicht einmal den, ein Herkules oder Alcides unter den Hunden zu sein, trotz seiner gewaltigen Kraft. Er bellte selten und nie ohne gegründete Ursache; er war mäßig und durchaus nicht gierig. Er liebkoste seine Gebieter nicht, entfernte sich aber auch nie und aus keinem Grunde von ihnen. In seinem ganzen Leben hatte er noch Niemand gebissen. Die Angriffe der kleinen Köther, die ihm auf seinen Gängen mit dummer Feindselig-

keit nachbellten, behandelte er mit stolzer Verachtung; dagegen aber hatte Melampo schon sechs Füchse und drei Wölfe getödtet, und einstmals warf er sich auf einen Stier, der seinen Herrn verfolgte, und brachte ihn zum Stehen, indem er ihn bei einem Ohre packte, wie einen ungezogenen Jungen. Mit solchen Dienstzeugnissen ruhte Melampo ruhig in der Sonne auf seinen Lorbeeren aus.

Drittes Capitel.

Bei ihrer Ankunft fanden die beiden jungen Männer Elvira und Rita, jede an einen Thürpfosten gelehnt. Sie waren eingehüllt in ihre Mantillen von gelbem Tuche mit schwarzem Sammtbesatz, wie sie damals die Frauen aus dem Volk anstatt des heute gebräuchlichen großen Tuches trugen. Der untere Theil des Gesichtes war bedeckt, so daß nur Stirn und Augen sichtbar waren.

Perico wünschte seiner Schwester einen guten Abend und sagte:

„Paß auf, Elvira, der Vogel hier will davon fliegen; schließ' den Käfig gut zu . . . er kann die Zeit nicht erwarten, den Welschen entgegenzugehen, die sich bei uns einschleichen wollen wie der Dieb in der Nacht."

„Heißt es doch," fügte Ventura hinzu, „daß

sie sich schon Sevilla nähern. Und sollen wir mit untergeschlagenen Armen dastehen und das mit ansehen, ohne ein Wort dabei mitzusprechen?"

„O Jesus!" rief Elvira aus. „Ich hoffe zu Gott, das wird nicht geschehen; sag' mir das nur gar nicht. O heilige Anna, meine Schutzpatronin, wenn Du dieses Mißgeschick von uns abwendest, sollst Du haben, was mir am liebsten ist, mein Haar; ich will es in einer Flechte mit einer himmelblauen Schleife an Deinem Altar aufhängen."

„Und ich," sagte Rita, „gelobe, die Capelle der Heiligen an ihrem Feste mit zwei Nelkensträußen zu schmücken, wenn die Dinge sich so gestalten, daß Ihr Euch baldmöglichst davon scheert und für's Erste nicht zurückkommt."

„Das solltest Du auch nicht einmal im Scherz sagen," rief Elvira erzürnt.

„Nun, laß sie doch reden," bemerkte Ventura. „Die Heilige wird wohl Deine schöne Haarflechte lieber nehmen als ihre Bouquets."

In diesem Augenblicke kam die gute alte Maria dazu. Maria war älter als ihre Schwägerin, und obwohl sie kaum sechzig Jahre zählte, sah sie doch bei ihrer kleinen und schmächtigen Gestalt und bei der Schnelligkeit, womit die Frauen aus dem Volk altern,

viel älter aus. Sie hatte ihre winzige Person in eine kastanienbraune wollene Mantille gehüllt und zitterte.

„Kinder," rief sie aus, als sie die jungen Leute an der Hausthür stehen sah, „die Nacht bricht herein, was thut Ihr hier als frieren?"

„Frieren? Wir?" antwortete Ventura, sein Hemd aufknöpfend, „mir ist heiß; der Frost ist in Euern Knochen, Tante Maria."

„Spiele nicht mit der Gesundheit, mein Sohn," erwiederte die gute Alte, „und verlaß Dich auch nicht auf Deine Jugend, denn der Tod sieht nicht nach dem Taufscheine. Dieser Nordwind ist wie ein Messer, und ich sage Euch, Ihr werdet hier eher eine Lungensucht davontragen, als eine Erbschaft aus Indien."

So sprechend ging sie in's Haus; die Uebrigen folgten ihr, außer Ventura, welcher ging, um sich seiner Aufträge zu entledigen.

Sie fanden Anna am Feuerbecken sitzen, um welches sich die Familien im Winter zu versammeln pflegen. Die große Kupferpfanne glänzte wie Gold auf ihrem niedrigen hölzernen Gestelle. Das Zimmer war geräumig und der Fußboden mit dicken Schilfmatten bedeckt. Rings herum standen roh gearbeitete Stühle

von Binsengeflecht mit niedrigem Sitz und hoher Lehne. Ein niedriger Tisch von Tannenholz, auf welchem eine große metallene Lampe brannte, und ein großer lederner Sessel, wie man sie in den Dorfbarbierstuben sieht, vervollständigten das einfache Mobiliar des Gemaches. Im Schlafzimmer stand ein sehr hohes Bett, dessen weiße Decke mit steif gestärkten Falbeln besetzt war, ein sehr großer Koffer von Cedernholz mit kleinen Füßen zum Schutze gegen die Feuchtigkeit des Bodens, ein Tischchen von demselben Holz, auf welchem in einem Gehäuse von Mahagoni mit Glasscheiben ein schönes Bild der „schmerzensreichen Jungfrau“ stand; daneben lagen einige Gebetbücher und der „Mystische Kranz, oder Lebensbeschreibungen der Heiligen“ vom Pater Balthasar Bosch Centellas.

Sobald Alle beisammen waren, einschließlich des alten Pedro, des Gevatters von Anna, begann diese, den Rosenkranz zu beten. Nach Beendigung des Gebetes nahm sie ihren Rocken und spann, Elvira strickte, Pedro, der im großen Sessel saß, steckte sich eine Cigarre an, Perico briet Castanien und Eicheln auf dem Feuer und gab sie dann Rita, welche sie aufaß; Maria fuhr fort, mit leiser Stimme

zu beten, wobei sie von Zeit zu Zeit einnickte, um den Traumgott zu begrüßen.

„Ei,“ sagte Perico, „wie fest der Regen sitzt! Die Erde ist wie Stein und der Himmel wie Erz. Voriges Jahr um diese Zeit hatte es schon so viel geregnet, daß man die Erde nicht sah, so dick war das Gras.“

„Ja, ja,“ antwortete Pedro. „Heuer stirbt das Vieh vor Hunger und voriges Jahr war ihm überall der Tisch gedeckt.“

„Es kommt mir vor,“ fügte Elvira mit ihrer sanften Stimme hinzu, „als würde es bald regnen. Der Fluß hatte heute seinen schwarzen Rand und das sind, wie die Leute sagen, schlafende Gewitter, und wenn die Winde die aufwecken, so überschwemmen sie die Erde.“

„Ja, es wird regnen,“ sagte Rita. „Diese Nacht hab' ich den Wasserstern gesehen, und dessen Leuchten bedeutet Sturm.“

„Es wird regnen,“ bestätigte Maria, durch die helle und kräftige Stimme ihrer Tochter aus dem Schlafe geweckt, „meine Gichtschmerzen zeigen mir's an. Ja, Wind und Wasser sind die Frucht der Zeit, und daran fehlte es. Es thut mir nur leid

um die armen Schäfer und Hirten, die solche Nächte unter freiem Himmel zubringen müssen."

„Macht Euch ihrethalben keine Sorgen," sagte der joviale alte Pedro, der bei jeder Gelegenheit einen Witz, ein Sprichwort, ein Märchen oder einen Schwank zur Unterstützung dessen, was gesagt wurde, bei der Hand hatte, „in dieser Welt ist Alles Gewohnheit, und was dem Einen schlimm scheint, scheint dem Andern gut. Die Gewohnheit macht Alles eben wie das Meer und vergoldet Alles wie die Sonne. Ein Hirt heirathete einmal ein Mädchen wie eine Rose; der Zufall wollte, daß in der Hochzeitsnacht ein ganz teuflisches Gewitter ausbrach mit Donner und Blitz, Sturm und Sündfluth. Dem Hirten ließ es vor Freude keine Ruhe; er verließ die junge Frau, lief an's Fenster, öffnete es und schrie hinaus: O Du himmlische Nacht! Daß ich Dich nicht genießen kann!"

„Nun, das nenn' ich eine hübsche Nebenbuhlerin für die junge Frau," sagte Rita, laut lachend.

Es schlug acht; sie beteten das Animas*) und trennten sich bald darauf.

---

*) Abendgebet für die Seelen im Fegefeuer.

Als Mutter und Kinder allein waren, breitete Elvira ein sehr reinliches Tischtuch über den Tisch und stellte eine Schüssel mit Salat darauf.

Anna und ihre Tochter aßen; Perico aber blieb sitzen, den Kopf über das Kohlenbecken gebeugt und gedankenvoll mit der Feuerschaufel einige Kohlen umwendend, die noch unter der Asche glühten.

„Willst Du nicht zu Abend essen, Perico?“ fragte seine Schwester, ihm das schöne weiße Brot hinreichend, das sie selbst gebacken hatte.

„Ich habe keinen Hunger,“ erwiederte er, ohne aufzusehen.

„Bist Du krank, mein Sohn?“ fragte Anna.

„Nein, Mutter,“ antwortete er.

Das Mahl wurde stillschweigend beendet und als Elvira mit den Tellern hinausgegangen war, sagte Perico plötzlich zu seiner Mutter:

„Mutter, morgen gehe ich nach Utrera und lasse mich unter die loyalen Spanier anwerben, die ihr Vaterland vertheidigen wollen.“

Anna war wie vom Donner gerührt. Gewöhnt an den willigen Gehorsam ihres Sohnes, der sich nie verleugnet hatte, sagte sie:

„In den Krieg? Das heißt, Du willst uns verlassen. Aber das kann nicht sein; Du kannst,

Du darfst Deine Mutter und Schwester nicht verlassen, ich gebe es nicht zu."

„Mutter," sagte der junge Mann gereizt, „ich weiß, das Ihr allen meinen Wünschen immer eine Schranke entgegenzusetzen habt. Ihr habt meinem Willen Fesseln angelegt und jetzt wollt Ihr auch meinen Arm festhalten. Ihr legt mir stets Hindernisse in den Weg. Aber Mutter," fuhr er lebhafter fort, bewegt von den beiden großen Triebfedern des Mannes, der Vaterlandsliebe in ihrer ganzen Reinheit und der Liebe in ihrer ganzen Stärke, „Mutter! Ich bin zweiundzwanzig Jahre alt geworden und habe deshalb Kraft und Willen genug, jene Hindernisse zu überwinden, wenn Ihr mich dazu zwingt."

Anna, eben so überrascht wie erschrocken, faltete angstvoll ihre kalten und zitternden Hände und rief aus:

„Wie? Gibt's denn keine Wahl zwischen einer Heirath, die Dich unglücklich machen, und dem Kriege, der Dir das Leben kosten wird?"

„Keine, Mutter," sagte Perico, den die Furcht, in dem begonnenen Kampfe zu unterliegen, seinem Charakter ganz entgegen, hart machte. „Entweder ich bleibe und heirathe, oder ich reise, um die Pflicht eines jeden spanischen Jünglings zu erfüllen."

„Nun denn, so heirathe," sagte die Mutter mit ernstem Tone; „zwischen zwei Mißgeschicken wähle ich das am fernsten liegende; aber, Perico, denke an Das, was Deine Mutter Dir heute sagt: Rita ist eitel, leichtsinnig, eine laue Christin und eine undankbare Tochter. Eine schlechte Tochter wird auch eine schlechte Frau. Euer Blut paßt nicht zusammen; Du wirst Dich Dessen, was Deine Mutter Dir jetzt sagt, erinnern, aber es wird zu spät sein."

Mit diesen Worten ging die treffliche Frau, welche die Thränen zu ersticken drohten, in ihr Schlafzimmer, um sie ihrem Sohne zu verbergen.

Perico, der seine Mutter mit eben so viel Zärtlichkeit als Verehrung liebte, machte eine Bewegung, wie wenn er sie zurückhalten wollte. Er wollte sprechen, aber seine Schüchternheit, verbunden mit der Aufregung, in welcher er sich befand, machte ihn unfähig dazu; er fand keine Worte und blieb einen Augenblick unentschlossen. Darauf stand er rasch auf, fuhr mit der Hand über seine feuchte Stirn und ging hinaus.

Während dieser Zeit war Rita, die vergebens Perico vor ihrem Fenster erwartete, ungeduldig und unruhig.

„Steht's so?" sagte sie endlich, die hölzerne

Thür heftig zuschlagend, „jetzt kannst Du kommen, jetzt sollst Du, bei meinem Leben! länger warten, als ich.“

In diesem Augenblicke fiel ein Stein an der Wand herunter. Dies war das zwischen Beiden verabredete Zeichen, wodurch Perico seine Ankunft ankündigte.

„Ja, wirf Du nur alle Kieselsteine von Dos-Hermanas, die Pforte öffnet sich Dir darum doch nicht,“ sagte Rita für sich. „Willst Du mich etwa hier nach Deinem Willen und Belieben stehen lassen, wie Deine alte Eselin? Damit ist's Nichts, mein Junge.“

Ein zweiter Kiesel, mit mehr Kraft geworfen, als Perico sonst anzuwenden pflegte, schlug gegen die Wand.

„Hollah!“ sagte Rita, „er scheint Eile zu haben. Es ist gut, wenn er erfährt, daß Warten nicht wie Zucker schmeckt. Es thut mir nur leid, daß es nicht mit Mollen gießt.“ Nach einiger Ueberlegung fügte sie jedoch hinzu: „Wenn wir uns zanken, wird sich die alte Katze, meine Tante, in Rosenwasser baden. Dann bringt sie die „heilige Marcella,“ des alten Pedro Tochter, an den Tanz, die der alte Fuchs im Kloster aufhebt wie eine ma-

rinirte Sardelle, damit bei nächster Gelegenheit sein Pathe Perico anbeißen soll. Aber in dem Spiegel sollen sie sich nicht besehen, denn um ihnen ein Schnippchen zu schlagen, bin ich . . ."

Und schnell das Fenster öffnend, vollendete sie den Satz:

„Hier! . . . Höre," fuhr sie in grobem Tone zu Perico gewendet fort, „willst Du etwa die Wand einwerfen? Wozu weckst Du mich auf? Wenn ich warte, schlafe ich ein, und wenn ich schlafe, ist mir's wahrlich nicht genehm, daß man mich aufweckt. Also geh' hin, wo Du hergekommen bist oder anderswo; mir gilt's gleich."

Und sie machte Miene, das Fenster zu schließen.

„Rita! Rita!" rief Perico mit lebhaftem Ton, „ich habe mit meiner Mutter gesprochen."

„Du?" sagte Rita, den schon halbgeschlossenen Fensterflügel wieder öffnend. „Was sagst Du? Das ist ja ein eben solches Wunder wie das mit Bileam's Eselin. Und was hat Dir denn diese mater nicht amabilis gesagt?"

„Sie sagt: ja, ich soll heirathen," rief Perico jubelnd aus.

„Ja?" fragte Rita. „Der heilige Quilindon steh' mir bei! Wie oft sich doch ein Schlüssel dreht!

Nun, seine Ansicht ändern, macht den Weisen. Morgen werd' ich mein Beileid abstatten. Wie nun aber, Perico, wenn ich dem guten Beispiele Deiner Mutter folgte, wie mir's die meinige immer einschärft, und auch meine Ansicht änderte und jetzt nein sagte?"

„Rita! Rita!" rief Perico außer sich vor Freude, „Du wirst nun mein Weib."

„Das kommt noch darauf an," erwiederte Rita. „Uebrigens geht mir's mit dem Nein wie mit einem Piaster; je öfter ich ihn in der Hand umdrehe, je hübscher erscheint er mir."

Mit diesen und ähnlichen Witzeleien verwischte Rita bei Perico ganz den feierlichen Eindruck, den seiner Mutter Worte auf ihn gemacht hatten.

Viertes Capitel.

Am folgenden Morgen saß Anna traurig und niedergeschlagen in ihrem Zimmer, als sie den alten Pedro eintreten sah.

„Gevatterin," sagte er, „ich bin hier, weil ich gekommen bin."

„Sei's zum Guten, Gevatter."

„Aber ich bin gekommen, weil ich mit Euch zu reden habe."

„Sprecht, Gevatter, und vor allen Dingen besser."

„Ihr müßt wissen, Gevatterin, daß es dem Strudelkopf, dem Ventura, in den Sinn gekommen ist, sich von den nichtswürdigen Franzosen, die Gott verdammen möge, das Fell durchlöchern zu lassen."

„Jesus! Jesus! Gevatter, tödtet einen Feind im ehrlichen Kampf, aber verflucht ihn nicht. Auch

Perico dachte daran. Es ist bitter, Gevatter, es ist schrecklich für uns, aber es ist natürlich."

„Ich leugne das nicht, Gevatterin (die Pest auf die Verräther!). Aber es ist am Ende doch mein einziger Sohn, und ich möchte ihn nicht verlieren, um ganz Spanien nicht. Ich habe nur ein Mittel gefunden, ihn davon abzubringen und ich komme, es Euch mitzutheilen."

Bei diesen Worten hatte sich Pedro in den alten Ledersessel gesetzt, die Zipfel seines Mantels zusammengenommen, seine Füße dem Feuer genähert und es sich ganz bequem gemacht.

„Gevatterin," sagte er endlich mit jener den Schwätzern eigenen Fluth von gleichbedeutenden Redensarten, „ich hasse alle Umschweife, wobei man nur Speichel verbraucht. Man muß die Dinge mit wenigen und klaren Worten abmachen. Drinnen oder draußen, das ist mein Grundsatz. Was man in fünf Minuten sagen kann, weshalb soll man dazu eine Stunde gebrauchen? Was man heute thun kann, warum soll man das auf morgen verschieben? Der grade Weg ist der beste. Aber zur Sache, denn ich liebe die langen Vorreden nicht, noch . . ."

„In der That, Gevatter," unterbrach ihn Anna,

„Wenn man Euch hört, sollte man das Gegentheil glauben. Laßt uns zur Sache kommen, denn seitdem Ihr hier seid, haltet Ihr mich in Spannung.“

„Gemach, gemach, ich bin keine Flinte,“ antwortete Pedro; „durch Reden verständigt man sich mit einander, es jagt uns ja Niemand. Teufel! Gevatterin, Ihr seid ja lebhafter als ein Funke und rascher als ein Hauch. Ich sagte Euch also, Frau Schießpulver, daß ich nur ein einziges Mittel gefunden habe, die Rakete, die losplatzen will, zu bändigen, und dieses Mittel besteht darin, einen Schritt zu thun, den ich über kurz oder lang doch gethan hätte; mit einem Worte und um's kurz zu machen, ich komme, für meinen Ventura um Eure Elvira zu werben, indem ich wünsche, daß der Eidam, den ich biete, Euch eben so genehm sein möge, wie mir die Schwiegertochter, um die ich anhalte.“

Anna machte keinen Versuch, ihre Befriedigung über eine so passende und in jeder Beziehung angemessene Verbindung, die von den Eltern wie von den Kindern vorausgesehen und lebhaft gewünscht worden war, zu verbergen.

Beide gingen daher als wohlhabende Leute an die Besprechung der Heirathsbedingungen.

„Gevatter,“ sagte Anna, „Ihr wißt so gut wie

ich, was wir haben, es handelt sich nur um die Vertheilung. Dieses Haus hat immer der älteste Sohn bekommen. Der Weinberg kommt mit Recht dem Perico zu, denn er hat ihn verbessert und größtentheils neu gepflanzt. Meine Kühe gebe ich ihm, denn er muß, so lange ich lebe, für meinen Unterhalt sorgen. Den Esel . . ."

„Aber liebste, beste Gevatterin," unterbrach sie Pedro, „was bleibt denn da für die Elvira? Denn nach diesen Anordnungen wird sie, wie mir scheint, nicht anders aus Euern Händen gehen, als unsere Mutter Eva (sie ruhe in Frieden!) aus denen des Schöpfers."

„Elvira bekommt den Olivenhain," antwortete Anna.

„Das ist in der That eine Mitgift wie für eine Prinzessin!" rief der alte Pedro aus. „Seh' Einer! Ein Olivenhain so groß wie ein Taschentuch und der nicht einmal Oel genug für die Lampe des Allerheiligsten gibt."

Vor zwanzig Jahren hat er über hundert Arrobas *) gegeben."

„Gevatterin," sagte Pedro, „was gewesen ist

*) Eine Arroba = 25 Pfund.

und nicht mehr ist, ist so gut wie gar nicht dagewesen. Vor zwanzig Jahren waren die Mädchen ganz vernarrt in mich."

„Vor vierzig Jahren, wollt Ihr sagen," verbesserte Anna.

„Wie genau Ihr's nehmt, Gevatterin!" fuhr Pedro fort. „Nun, zur Sache. Dem Olivenhain fehlen mehr Bäume als dem heiligen Petrus Haare, und die vorhandenen sind so verkommen, daß sie aussehen wie die Kirchenleuchter in der Charwoche."

„Man sieht wohl, Gevatter, daß Ihr sie lange nicht gesehen habt. Seitdem Perico weiß, daß der Olivenhain für seine Schwester bestimmt ist, werden die Bäume gepflegt wie Rosenstöcke im Topfe. Jeder Baum hat so viel Raum wie ein Paradeplatz. Elvira bekommt die angrenzenden Ländereien, die von dem Bache, der hindurch fließt, bewässert werden."

„Und grade darum, Gevatterin, sind die Ländereien so dürr und durstig; denn der Bach ist die eine Hälfte des Jahres trocken und die andere hat er kein Wasser. Laßt uns offen sein; ich hab's gern, wenn Brot Brot und Wein Wein ist; ich mag keine Kleie in jenem und kein Wasser in diesem. Die Ländereien, Gevatterin, sind arm, bringen

Nichts ein und nützen zu Nichts, als daß sich ein Esel darauf herumwälzen kann. Aber — hier hört uns ja Niemand — habt Ihr nicht vergangenes Jahr zwei gemästete Schweine verkauft, die jedes fünfzehn Arrobas wogen? Rechnet einmal das Pfund zu einer Peseta; hundert Scheffel Gerste zu fünfzehn Realen; hundert Schläuche Wein und hundert Schläuche Essig. Nun, gibt's wohl eine bessere Gelegenheit, um die Geldkatze, die Ihr da in den Koffer gelegt haben werdet, wo sie nicht athmen kann, wieder an die frische Luft zu bringen? Als Seine Majestät Karl IV. nach Jerez kam — um Euch ein Geschichtchen als Beispiel zu erzählen — setzte man ihm einen herrlichen Wein vor. Aber was für einen Wein, Gevatterin! Etwas besser als der von Euerm Weinberge. Seine Majestät, der, wie es scheint, Etwas davon verstand, lobte den Wein außerordentlich. Majestät, sagte der Alcalde, der vor Stolz beinahe platzte — denn Ihr müßt wissen, daß die Jerezer noch eitler auf ihren Wein sind als ich auf meinen Sohn — Majestät, wir haben noch bessern. So? sagte der König; nun, dann hebt ihn für eine bessere Gelegenheit auf. — So, Gevatterin, das wollt' ich Euch erzählen; nun macht die Anwendung davon."

„Nun, das ist klar, Gevatter; all das Geld und noch Etwas mehr hab' ich erspart und zusammengebracht für die Tochter meines Herzens," antwortete Anna.

„Das heiß' ich reden!" rief Pedro erfreut aus. „Meiner Treu, Gevatterin, Ihr seid ein Peru werth. Was meinen Ventura anbelangt, so gehört ihm Alles, was ich habe, da Marcela in's Kloster gehen will. Und da seht Ihr wohl, daß er kein Bettler ist; er bekommt mein Haus . . ."

„Das ist ein Loch," sagte Anna.

„Meine Esel . . ."

„Die sind alt," sagte Anna.

„Meine Ziegen . . ."

„Die kosten Euch mehr an Geldstrafen, so diebisch sind sie, als sie Euch an Milch, Käse und Zicklein einbringen."

„Und meinen Garten," fuhr Pedro fort, ohne auf Anna's Späße, womit sie sich für die seinigen rächte, zu antworten.

Unter diesen Besprechungen einigten sie sich über die Grundlinien des Heirathscontractes und blieben nach wie vor die besten Freunde von der Welt.

Als Pedro fortgegangen war, warf Anna ihre wollene Mantille um und ging, ihren Schmerz

unterdrückend und ihren heftigen Widerwillen bezwingend, nach Maria's Hause.

Maria, die ihrer Schwägerin, welche ihr viel Gutes that, eben so viel Liebe als Dankbarkeit, eben so viel Hochachtung als Bewunderung zollte, empfing sie mit der größten Freude.

„Glücklich die Augen, die Dich in diesem Hause sehen, Schwester!“ rief sie aus, als sie sie eintreten sah; „welch ein guter Gedanke führt Dich hierher?“

Und sie brachte ihrem Gaste schnell einen Stuhl.

Anna setzte sich und erklärte ihr den Zweck ihres Besuches.

Der Vorschlag erfüllte die arme Wittwe mit solcher Freude, daß sie keine Worte fand, sie auszudrücken.

„Ach, Schwester!“ rief sie in abgebrochenen Sätzen aus, „welch ein Glück! Perico! Sohn meines Herzens! Das Glück verdank' ich dem heiligen Antonius! Und Du, Anna, bist Du zufrieden? Sieh, Schwester, Rita ist zwar ein wenig schnippisch, aber im Grunde doch ein gutes Kind; etwas eigenwillig, aber sieh, Schwester, das ist meine Schuld. Wenn ich sie so gut erzogen hätte, wie Du Deine Elvira, dann wäre es etwas Anderes. Du wirst's schon sehen. Ein wenig leichtsinnig ist sie, aber mit den

Jahren und in der Ehe wird sich das schon geben. Das kommt Alles von meiner großen Liebe und ihrer Jugend. Rita! Rita!“ rief sie, „komm schnell her, hier ist Deine Tante. Was sage ich? Deine Mutter, denn das will sie sein, sie will Dich zur Frau für ihren Sohn haben.“

Rita trat ein, gemessen wie ein Banquier und ruhig wie ein Diplomat.

„Was sagst Du, Tochter?“ rief ihr die entzückte Mutter entgegen.

„Ich wußte es schon,“ antwortete Rita.

„Nun,“ sagte ihre Mutter leise zu ihr, „Du bist ja gleichgiltiger als eine Herzogin und kälter als ein Salatkopf!“

„Na, soll ich etwa darum den Fandango tanzen, weil ich heirathen soll?“ antwortete Rita laut.

Anna stand auf und ging.

Maria, höchst betrübt über das unfreundliche Betragen ihrer Tochter, begleitete ihre Schwägerin mit tausend Ausdrücken der Dankbarkeit und Liebe bis auf die Straße.

Fünftes Capitel.

Die Vorbereitungen zu den Hochzeiten wurden getroffen. Die Elvira's und Ventura's sollte vor der Rita's und Perico's gefeiert werden, denn sie brauchten nicht auf den Dispens von Rom zu warten.

Pedro wollte, daß seine Tochter Marcella der Hochzeit ihres Bruders vor dem Beginn ihres Noviziates beiwohne, und beschloß, sie von Alcalá abzuholen. Maria, welche dort eine Schuld zu erheben hatte und bei dieser Gelegenheit aller ihrer Gelder bedurfte, benutzte die Reise ihres alten Freundes, um die ihrige in seiner Gesellschaft zu machen.

So machte sich denn das alte Paar, jeder auf seinem Esel sitzend, auf den Weg, Maria als gute Christin sich bekreuzigend und ein Gebet an den hei=

ligen Erzengel Raphael richtend, den Schutzpatron der Reisenden von Tobias' Zeiten an.

Maria, bequem auf den Kissen ihres Quersattels sitzend, trug einen weiten um die Taille gefalteten Cattunrock und eine Jacke von schwarzer Wolle, deren knappe Aermel am Handgelenke mit einer Reihe Silberknöpfe geschlossen waren. Um den Hals hatte sie ein Tuch von weißem Musselin, das im Nacken mit einer Nadel zusammengesteckt war, um nicht mit den Haaren in Berührung zu kommen, so daß sie aussah wie ein anticipirtes Bild der Mode, welche dreißig Jahre später bei den Damen der feinen Welt herrschen sollte. Ihren Kopf bedeckte ein Tuch, dessen Zipfel unter dem Kinn zugeknüpft waren. *)

Pedro war beinahe in derselben Tracht, die wir schon oben beschrieben haben, als wir von seinem Sohne sprachen; nur war das Tuch gröber, die Leibbinde, wie es einem Wittwer zukam, schwarz, der ganze Anzug weiter und der Hut, der keine Verzierungen, aber eine breitere Krämpe hatte, saß grade auf seinem Kopfe und nicht, wie bei seinem Sohne, keck nach der einen Seite geneigt.

---

*) So tragen sich noch heutzutage die alten Frauen aus dem Volke.

„Ein herrlicher Tag!“ sagte Maria, als sie sich im Freien befanden; „die Felder lachen, es sieht aus, als ob die Sonne zu ihnen sagte: Freut Euch.“

„Ja,“ antwortete Pedro, „die goldene Sonne hat sich das Gesicht gewaschen und ihre Strahlen gespitzt, daß sie stechen wie Nadeln.“

Er zog einen Tabacksbeutel von Kaninchenfell hervor und fing an, sich eine Cigarre zu machen.

„Maria,“ sagte er, als dies Geschäft beendet war, „ich bin überzeugt, Ihr werdet mit eben so leeren Händen von Alcalá zurückkommen, wie Ihr hingeht. Aber, gute Frau, welcher Dämon hat Euch denn eingegeben, dem Taugenichts Geld zu leihen? Wußtet Ihr nicht, daß er nicht einmal einen Ort hat, wo er sein Haupt hinlegen kann, um zu sterben, und daß er nur noch auf zwei Portionen zu rechnen hat, nämlich eine Portion Hunger und eine Portion Noth?“

„Aber Pedro,“ antwortete Maria, „wenn man leiht, so leiht man den Armen, die Reichen brauchen es nicht; überdies war er ein Freund.“

„Und wißt Ihr nicht, liebe Unschuld, daß wer einem Freunde Geld leiht, das Geld und den Freund verliert? Ihr aber, Maria, seid immer in Bethlehem.

Ich dagegen sage Euch, der Mensch wird Euch in drei Terminen bezahlen: spät, schlecht und niemals."

„Ihr glaubt immer das Schlimmste, Pedro."

„Und ich treff' auch immer das Richtige, wie das Sprichwort sagt: Denke das Schlimmste und Du triffst's," erwiederte der alte Schlaukopf.

Nach einer Weile fing er an, eine Romanze vor sich hin zu trällern, deren endloser Text folgendermaßen lautet:

Nacht war's, um die zweite Stunde,
Als ich poltern hört' im Hause,
Rasch stieg ich hinauf die Treppe,
In der Hand den bloßen Degen;
Suchte nach in allen Winkeln,
Nirgends aber fand ich Etwas.
Doch weil dieser Fall sehr seltsam,
Will ich nochmals ihn erzählen.
Nacht war's um die zweite Stunde u. s. w.

Maria sagte Nichts und dachte auch nicht viel mehr; eingewiegt durch den sanften Tritt ihres Thieres, überließ sie sich ganz der Müdigkeit, welche der schöne Frühlingstag erzeugte und fing an, einzuschlummern.

Auf halbem Wege stand eine Schenke. Als sie bei derselben anlangten, lagen einige Soldaten ausgestreckt auf den Steinbänken, die sich zu beiden

Seiten der Thür unter dem Vordach befanden. Sie sahen nicht sobald unser Paar daher kommen, als sie eine Fluth von Witzeleien, Spöttereien und Possen, wie sie unter dem Volk und besonders unter den Soldaten so gebräuchlich sind, über dasselbe ergossen.

„Onkel, *) wo geht Ihr denn hin mit dem Fastengesicht?" sagte der Eine.

„Tante," sagte der Andere, „steht die Kirche noch, in der Ihr getauft seid?"

„Tante," sagte ein Dritter, „erinnert Ihr Euch noch Eurer Brautnacht?"

„Onkel," sagte der Vierte, „geht Ihr nach Alcalá, um Eure Verlobung mit dem jungen Mädchen zu feiern?"

„Nein," antwortete Pedro, gemächlich von seinem Esel steigend, „dazu warte ich, bis ich majorenn bin und das Mädchen ganz ausgewachsen ist."

„Tante," fuhren die Soldaten fort, „sollen wir Euch von diesem Zelter steigen helfen?"

„Das ist das Beste, was Ihr thun könnt, Kinder," antwortete die gute Frau.

---

*) S. die Anmerkung zu Th. I, S. 28 dieser Werke.

Die Soldaten traten näher und halfen ihr mit Aufmerksamkeit und Freundlichkeit herunter.

Pedro traf in der Schenke einige Bekannte, die ihn sogleich zum Trinken einluden. Er ließ sich nicht bitten, und nachdem er getrunken hatte, sagte er:

„Jetzt, nachdem ich Gast gewesen bin, kommt mir's zu, den Wirth zu machen. Ihr, meine Freunde, und diese Herren, die ich nicht kenne, deren gehorsamer Diener ich aber bin, werdet mir das Vergnügen machen, auf meine Gesundheit ein Glas Anis zu trinken."

„Onkel Pedro," sagte ein junger Maulthiertreiber von Dos-Hermanas, „erzählt uns Etwas; ich werde unterdessen dafür sorgen, daß Euer Glas immer voll ist, damit Euch die Kehle nicht trocken wird."

„O Jesus!" rief die alte Maria, die sich, nachdem sie ihr Glas Anis getrunken, auf einige Säcke mit Weizen gesetzt hatte. „Jesus steh' mir bei! Wenn der Pedro erst die Zunge in Bewegung setzt, so kommen wir heute nicht an Ort und Stelle, wenigstens nicht ohne das Wunder Josua's."

„Hat Nichts zu sagen, Maria," antwortete Pedro, „Ihr werdet auf den Säcken nicht sitzen

bleiben, bis Ihr Schwielen bekommt, wo sie die Sonne nicht sieht."

„Ist's wahr, Onkel Pedro," fragte der Maulthiertreiber, „was meine Mutter sagt, daß Ihr in frühern Zeiten, in Eurer Jugend, mit der Tante Maria verlobt wart?"

„Allerdings und ich rechne mir's zu großer Ehre," antwortete der alte Pedro.

„Lüge!" rief die alte Maria aus; „eine Lüge, so groß wie ein Haus. Was Ihr da prahlt, Pedro! Ich hab' in meinem Leben keinen andern Bräutigam gehabt als meinen Mann, Gott hab' ihn selig!"

„Seña Maria! Seña Maria!" sagte Pedro, „wie schwach Euer Gedächtniß ist! wißt

Dem König kann man Kron' und Reich wohl rauben,
Doch nicht den Ruhm, daß er einst König war."

„Es ist wahr," erwiederte Maria, „daß er mir einmal auf der Hochzeit einer meiner Basen eine Liebeserklärung machte und eines Abends vor mein Fenster kam, aber da hatte er einen solchen Schrecken, daß er mich stehen ließ und davon lief, als ob die Furcht seine Füße beflügelt hätte, und ich bin überzeugt, er ist nicht eher stehen geblieben als bis er mit der Nase an der Welt Ende gestoßen ist."

„Wie?“ riefen die Zuhörer einstimmig unter hellem Gelächter aus, „so gebt Ihr Fersengeld, wenn Ihr Furcht habt, Onkel Pedro?“

„Ich gebe mich nicht für einen Eisenfresser aus,“ antwortete dieser ruhig, „und will auch nicht dem Francisco Estevan den Preis abgewinnen.“

„Das heißt mehr Furcht als Scham haben,“ sagte die alte Maria, die ungeduldig wurde.

„Ihr seht, meine Herren,“ sagte Pedro, listig mit den Augen blinzelnd, „daß sie mir's noch nicht verziehen hat. Gelt? Ob sie mich etwa geliebt hat? Ich möchte aber wohl sehen,“ fuhr er fort, „wer unter Euch der Cid Campeador ist, der mit Dingen aus der andern Welt, mit übernatürlichen Dingen zu thun haben möchte.“

„Es war nichts Uebernatürliches weiter da, als Eure Furcht,“ warf Maria ein, „und keine andere Veranlassung als ein Stein, der vom Dache fiel und den wahrscheinlich eine schlaflose Katze heruntergeworfen hatte.“

„Erzählt doch den Fall, erzählt doch den Fall, Onkel Pedro,“ riefen die Trinker, „wir wollen Richter über den Streit sein.“

„Nun, dann müßt Ihr wissen, Ihr Herren,“ fing Pedro an, „daß das Fenster, welches mir Maria

bezeichnete, sich an der Hinterseite ihres Hauses befand und auf einen abgelegenen und einsamen Ort am Ausgange des Dorfes hinausging. In der Nähe befand sich ein Bild von Seelen im Fegefeuer, vor welchem eine Lampe brannte. Als ich das Licht sah, fiel mir ein Vorfall ein, der sich einige Zeit vorher dort ereignet hatte. Jede Nacht ging ein Schafmeister *) vor dem Bilde vorbei mit leeren Schläuchen, um in denselben bei Sonnenaufgang die Milch für den andern Tag mitzunehmen. Wenn er bei dieser Stelle ankam, machte er sich kein Gewissen daraus, die Lampe von dem Fegefeuerbilde herabzunehmen, um sich an dem Licht eine Cigarre anzuzünden. Eines Nachts, es war vor dem Allerseelentage, als er, wie gewöhnlich, die Lampe heruntergenommen hatte, konnte er nicht damit anzünden, weil das Licht erlosch. Er wunderte sich darüber, weil es eine heitere Nacht und ganz windstill war.

Er hing also die Lampe wieder auf und setzte seinen Weg fort.

Wie groß aber war sein Erstaunen, als er nach einer kleinen Weile den Kopf umwandte und das Licht wieder brennen sah und zwar heller als je.

---

*) Cabañil, der Oberschäfer einer Wanderschäferei.

Er erkannte darin eine heilige Warnung Gottes und that voll Schmerz und Reue über seine unehrerbietige Handlung, und um sich selbst dafür zu strafen, das Gelübde, sich nie wieder eine Cigarre anzustecken. Und, ihr Herren," fügte Pedro in ernstem Tone hinzu, „er hat es gehalten."

Pedro machte eine Pause, die nicht unterbrochen wurde.

„Hier läßt sich anwenden," bemerkte Maria nach einer Weile, „was man gewöhnlich sagt, wenn Alle zu gleicher Zeit schweigen, daß ein Engel über uns weggeflogen ist und daß das Fächeln seiner Flügel uns mit ehrfurchtsvollem Schweigen erfüllt hat."

„Nun, Onkel Pedro, fahrt fort," sagten die Maulthiertreiber; „vorwärts, und kommt zur Sache."

„Nun, so wißt denn, Ihr Herren," fuhr Pedro in seinem frühern jovialen Tone fort, „daß jenes Lämpchen mir einen großen Respect, mit ein wenig Furcht gemischt, einflößte. Ist's wohl recht, dachte ich bei mir selbst, daß ich hierherkomme, um im Angesichte der abgeschiedenen Seelen, die leiden und büßen, einem Mädchen den Hof zu machen? Ich versichere Euch, so wahr ich Pedro heiße, daß ich Respect hatte vor dem Lichte, das da so heilig zu Ehren der Todten

brannte, eine Opfergabe für den Herrn war, zu warnen und zu wachen schien und gleichsam mich anblickte und mir Vorwürfe machte. Zuweilen war es düster und traurig wie das de profundis; zuweilen schien es unbeweglich, wie das Auge eines Todten, das auf mich gerichtet war; zuweilen erhob sich die Flamme wie ein drohender feuriger Finger, um mich zu warnen.

Eines Nachts nun, als ich sie mehr denn je mir drohen traf, fiel ein von unsichtbarer Hand geschleuderter Stein mit solcher Gewalt meinen Kopf, daß ich wie betäubt blieb, und das ist so gewiß, daß es mir, als ich fliehen wollte, obgleich es auf freiem Felde war, erging wie dem Neger Unstern, der drei Thüren hatte und keine finden konnte; das heißt im Laufen gerieth ich anstatt in mein Haus in einen Steinbruch und fiel hinein."

„Onkel Pedro," sagte einer der Anwesenden, „ich habe immer von dem kleinen Neger Unstern reden hören, aber nie herausbekommen können, woher er den schlimmen Namen hat. Könnt Ihr mir's sagen?"

„Wie sollt' ich das nicht können?" antwortete der alte Pedro, „ist's doch eine bekannte Sache.

Ihr müßt also wissen, daß es einmal einen sehr reichen Neger gab, der einer sehr schönen jungen

Frau gegenüber wohnte. Diese schöne junge Frau, ärgerlich über die Schmeicheleien und Liebeserklärungen des Schwarzen, erzählte die Sache ihrem Manne. Der Mann sagte ihr, sie möge ihm für die Nacht ein Stelldichein geben. Das that sie auch, und der Neger kam und brachte eine schwere Menge Geschenke mit. Sie empfing ihn sehr artig in einem Saale mit drei Thüren, wo sie ein reiches Mahl hatte auftragen lassen. Aber kaum hatten sie sich zu Tisch gesetzt, als sie das Licht auslöschte und der Mann mit einer Peitsche hereintrat, womit er dem Neger den Rücken zerbläute. Der aber gerieth in solchen Schrecken, daß er keine Thür finden konnte, um zu fliehen, und bei jedem Peitschenhiebe rief er springend aus:

Welch' Unstern, armes Negerlein,
Hast drei Thüren und findest kein'.

Endlich fand er eine und lief schnell wie der Wind hinaus, der Mann aber sprang hinterdrein und gab ihm einen Stoß, daß er die ganze Treppe hinunterkollerte. Auf das Gepolter kam ein Diener herzu und fragte ihn, was das für ein Lärmen wäre. Was wird's sein, erwiederte der Neger:

Ich bin gekommen auf den Zeh'n
Und muß auf den Rippen wieder geh'n."

„Das also, Onkel Pedro," sagte der Maulthiertreiber lachend, „war der Grund, weshalb ihr Beide Euch mit einander entzweitet?"

„Nein," antwortete Pedro, „acht Tage nachher waffnete ich mich mit Muth und ging wieder vor ihr Fenster; aber Maria öffnete es nicht."

„Tante Maria wollte nicht gern, daß Ihr gesteinigt würdet wie der heilige Stephan," sagte der Maulthiertreiber.

„Das war's nicht, mein Junge," antwortete Pedro; „die Sache war, daß Miguel Ortiz, der seine Zeit abgedient hatte, die bunte Jacke ablegte und in's Dorf zurückkam, und Maria fand für gut, einen Heiligen auszuziehen, um einen andern zu kleiden, der . . ."

„Der sich nicht fürchtete," unterbrach ihn Maria, „mit einem jungen Mädchen in ehrlicher Absicht in der Nähe eines Fegefeuerbildes zu sprechen. Bildetet Ihr Euch etwa ein, alle die Seelen auf dem Bilde wären ledige Leute gewesen?"

„Das glaube ich, Maria, denn die verheiratheten Leute machen ihr Fegefeuer schon in dieser Welt durch, die Männer mit ihren Frauen, die Frauen mit ihren Söhnen. Aber, Ihr Herren, ich war so betrübt, daß ich nicht in Dos-Hermanas

bleiben mochte, als die Hochzeit war, sondern nach Alcalá ging."

„Wo," fügte Maria hinzu, „er so viel an mich dachte, daß er mit einer Andern verheirathet zurückkam."

„Das ist wahr," bestätigte Pedro, „denn ich bin immer der Meinung gewesen: Stirbt der König, kommt ein anderer."

„Nun, Pedro, unaufhörlicher Schwätzer," sagte Maria aufstehend, „laßt uns aufbrechen."

„Ja," fügte der alte Pedro hinzu, „brechen wir auf, denn die Sonne sticht, wie wenn sie vor den Wolken flieht, und ich glaube, es wird regnen."

„Das wolle Gott nicht," rief Maria aus. „Mein Gott! Sonne und Wespen, wenn sie mich auch stechen!"

„Wie, es sollte regnen? Regnen, da wir im März sind?" meinte der Maulthiertreiber.

„Und weißt Du nicht, José," erwiederte der alte Pedro, „daß der Januar dem März einmal ein Lämmchen versprochen hatte; als aber der März kam, waren die Lämmchen so fett und so hübsch, daß der Januar sein Versprechen nicht erfüllen wollte. Da sagte der März ärgerlich zu ihm:

Noch hab' ich selbst drei Tage,
Drei leiht mir Gevatter April,
Sollst seh'n wie ich mit ihnen
Die Schafe Dir zausen will.

Und damit wollen wir aufbrechen. — Adieu, Ihr Herren."

„Was für eine Eile, Tante Maria?" sagte ein Anderer. Seid Ihr bange, daß Ihr hier Wurzeln schlagt?"

„Nein, aber unsere Eselinnen gehen nicht wie Deine Esel, José."

„Das ist wahr," sagte Pedro, indem er Maria aufsteigen half, „hier ist Alles alt, die Reiterin, der Knappe und die Thiere. Meine Eselin ist so schwerfällig, daß sie nicht weiß, auf welchem Fuße sie hinken soll, denn sie hinkt auf allen vieren, und die Maria's so alt, daß sie, wenn sie sprechen könnte, zu uns Allen Du sagen würde. Nun, Ihr Herren, ich empfehle mich."

„Gesundheit und viel Geld, Onkel Pedro."

Unsere Reisenden machten sich wieder auf den Weg, und als sie in Alcalá angekommen waren, trennten sie sich, um Jeder seinen Geschäften nachzugehen.

Eine Stunde darauf fanden sie sich wieder zu-

sammen. Pedro kam in Begleitung seiner Tochter, die der alten Maria um den Hals fiel mit jenem Uebermaße von Zärtlichkeit, das Nonnen und Kindern eigen ist, das heißt den Wesen, deren Herz durch die Berührung mit der Gesellschaft noch nicht verletzt, verwundet oder erkaltet ist. Maria bedeckte sie mit Liebkosungen.

„Habt Ihr Euer Geld bekommen?“ fragte Pedro gedehnt.

„Man hat mir,“ antwortete Maria, „entweder die Hälfte sogleich oder das Ganze zur Stoppelzeit angeboten, und da ich nicht bei Casse bin, habe ich das Erstere vorgezogen.“

„Salomo selbst hätte nicht weiser handeln können, Maria, Salomo selbst nicht! Denn glücklich ist der Besitzer, und ein Sperling in der Hand ist besser als hundert, die noch fliegen.“

Pedro nahm seine Tochter hinter sich auf sein Thier, und sie machten sich auf den Weg, die alte Maria besorgt um ihr Geld, Marcella um die Blumen, Kuchen u. s. w., die sie zum Geschenk erhalten hatte, und Pedro um die beiden Frauenzimmer.

Sechstes Capitel.

Marcella's Ankunft erregte bei Allen große Freude. Nur Rita konnte und wollte ihren Verdruß über die Anwesenheit Derjenigen, die von beiden Familien zu Perico's Frau bestimmt gewesen war, nicht verbergen. Der feindselige Geist und die kalte Zurückhaltung, die Rita von Perico in seinen Beziehungen zu Marcella verlangte, war der erste Reif, der auf den Frühling jener reinen Seele fiel.

Marcella war weit entfernt, Rita's unedle und gehässige Gesinnung zu ahnen. Auch würde sie kein Verständniß dafür gehabt haben; denn Marcella besaß, obwohl schon Jungfrau, doch die Seele eines Kindes. Da sie von ihrer frühesten Jugend an im Kloster gelebt, hatte sie sich in einem engen Kreise, welchen die Interessen und Leidenschaften des Lebens nur auf Kosten des Glückes und der Unschuld er=

weitern, ein glückliches Dasein geschaffen. Sie liebte ihre guten Nonnen; ihr Garten, ihre stillen und friedlichen Verrichtungen waren ihr Hochgenuß; sie hing an ihren Andachtsübungen, ihrer Kirche, ihren Heiligenbildern. Sie wollte Nonne werden, nicht aus religiöser Ueberspannung, sondern aus Neigung, nicht aus Menschenhaß, sondern mit Herzensfreudigkeit, nicht als ob sie nicht in der Welt einen passenden Platz, eine passende Stellung gefunden hätte, sondern weil sie diesen Platz, diese Stellung vorzugsweise in ihrem Kloster fand.

Das ist, was viele Leute nicht begreifen können oder doch nicht begreifen zu können vorgeben. Man begreift Alles in der Welt, alle Laster, alle Ausschweifungen, die verabscheuungswürdigsten Neigungen, selbst die der Menschenfresser; die Neigung zu einem ruhigen, zurückgezogenen, weder um die Gegenwart noch um die Zukunft besorgten Leben dagegen begreift man nicht. Man glaubt an Alles in der Welt; man glaubt an die „freie Frau," an die Sittlichkeit des Diebstahls, an die Philanthropie der Guillotine; man glaubt an die Mondbewohner und an andere Puffs, wie die Engländer sagen, oder canards, wie unsere Nachbarn es nennen. Alles läßt sich der skeptische Satyr, den man die Welt

nennt, aufbinden, denn Nichts ist so leichtgläubig wie die Ungläubigkeit, Nichts so abergläubisch wie die Irreligiosität. Aber an reine Triebe, an bescheidene Wünsche, an demüthige Herzen, an religiöse Gefühle glaubt man nicht. Die Existenz derselben ist ein Puff, ein canard, den man sich nicht einreden läßt; so Etwas zu verdauen, dazu hat unser Minotaurus keinen Magen. Für die Philosophen, welche den Anspruch machen, die öffentliche Meinung zu leiten, ist eine Nonne entweder ein Schlachtopfer oder ein Mißgeschöpf, das sich den Gesetzen der Natur und ihren heiligen Trieben entzieht. Eure „heiligen Triebe" sind auch wirklich sehr edel und erhaben, da sie die „freie" Frau erzeugen und die religiöse, demüthige und keusche Frau leugnen!

Marcella's erster Ausgang in Begleitung Anna's und Elvira's war nach der Kirche und der Capelle der Heiligen, der Schutzpatronin des Dorfes. Die gute Frau des Sacristans beeilte sich, sie hineinzuführen. Die Capelle war lang und enge. Im Hintergrunde stand der Altar mit dem Bilde der Heiligen. In einer Glasurne, die in den Altar eingefügt war, sah man ein hölzernes Kreuz und ein Glöckchen.

Das Bild der heiligen Anna war sehr alt.

Es verbreiterte sich nach unten in Form einer Glocke. Auf der Brust hatte sie das Bild der Jungfrau mit dem Christuskinde. Das Gepräge hohen Alters, welches diesem Bilde aufgedrückt war, gab, verbunden mit dem Alter der Idee, den frommen Gefühlen, die es einflößte, gleichsam Flügel, sich über die ganze Gegenwart zu erheben.

An der Wand zur Rechten hingen zwei große Gemälde. Auf dem einen sah man zwei junge Mädchen, denen ein Engel erschien, auf dem andern die nämlichen mit einem Manne, der beschäftigt war, in einer einsamen ländlichen Gegend eine Grube zu graben.

Zur Linken umgab ein eisernes Gitter den Eingang zu einem unterirdischen Gewölbe, in welches eine kleine Treppe hinunterführte.

Marcella und ihre Begleiterinnen verrichteten ihre Andacht, setzten sich dann auf Stühlen, welche die Frau des Messners ihnen sogleich herbeiholte, unter der Rebenlaube nieder, und Marcella bat die zuvorkommende und liebenswürdige Frau, ihnen doch zu erzählen, was die beiden in der Capelle hängenden Bilder vorstellten. Die gute Alte, welche gern erzählte, holte in ihrer Geschichte sehr weit aus und begann folgendermaßen:

Chronik von Dos-Hermanas nach der volksthümlichen Ueberlieferung.*)

Vor langer, langer Zeit regierte in Spanien Don Rodrigo, ein ausschweifender Mann. Damals herrschte die Gewohnheit, daß alle Großen des Königreichs ihre Töchter an den Hof schickten. Nun ereignete es sich, daß der edle Graf Don Julian seine schöne Tochter Florinda, bekannt unter dem Namen La Cava, auch dahin sandte. Als der König sie sah, entbrannte er von Liebe; da sie aber tugendhaft war, wie es ihrer edeln Herkunft zukam, so mußte der König mit Gewalt erlangen, was der freie Wille ihm nicht gewähren wollte. Als die schöne Florinda sich entehrt sah, schrieb sie mit blutigen Thränen dem abwesenden Grafen einen Brief des Inhalts:

„Vater, Eure und meine Ehre sind beschimpft.

---

*) Die Verfasserin hat selbst die folgende Erzählung aus dem Munde jener Frau gehört und hierauf in denselben Ausdrücken und mit den eigenen Worten der Erzählerin niedergeschrieben, ohne Etwas hinwegzulassen oder hinzuzusetzen. Obwohl das Wesentliche der Geschichte allbekannt ist, so ist es doch für Jeden, welcher den Charakter des Volkes studirt, höchst interessant, zu sehen, wie klar und genau dasselbe die Dinge auffaßt und wie edel es sie wiedererzählt, besonders aber, welch ein religiöser Geist darin herrscht. Anm. d. Verfasserin.

Besser wäre es für Euch und mich gewesen, wenn Ihr mich getödtet hättet, anstatt mich hierherzuschicken. Rächet Euch und mich."

Als der Graf Julian den Brief las, verlor er die Besinnung, und als er wieder zu sich kam, schwur er auf das Kreuz seines Schwertes, eine Rache zu nehmen, von der die Welt reden sollte, wie noch von keiner, und die der Größe der Schmach angemessen wäre. Zu diesem Zwecke trat er in Unterhandlungen mit den Mauren und übergab ihnen Tarifa und Algesiras. Wie ein angeschwollener Fluß, der seine Dämme durchbricht, überschwemmten die Mauren Andalusien.

Sie kamen nach Sevilla, welches damals Hispalis hieß, und nach diesem Dorfe, das zu jener Zeit den Namen Oripus führte. Bevor die Christen flohen, verbargen sie das ehrwürdige Bild ihrer Schutzpatronin, der heiligen Anna, im Schooße der Erde. Dort blieb es fünfhundert Jahre, bis König Ferdinand der Heilige sich des Landes bemächtigte, die Mauren vertrieb und Sevilla belagerte. Die Mauren aber leisteten einen so hartnäckigen Widerstand, daß dem heiligen Könige der Muth zu sinken begann. Da erschien ihm im Traum auf dem gegenwärtig eingestürzten Thurme von Dos-Hermanas

die Mutter Maria, sprach ihm Muth ein und verhieß ihm den Sieg. Mit gestärktem Gemüthe kehrte der König zu seiner Hauptarmee in Alcalá zurück. Dort ließ er alle Künstler kommen, die aufzutreiben waren, und befahl ihnen, ihm ein Bild zu machen, ganz wie das, welches er im Traume gesehen; aber Keinem gelang es ganz, was den König sehr betrübte.

Da erschienen zwei schöne Jünglinge, als Pilger gekleidet, die sich erboten, das Bild anzufertigen, und zwar ganz übereinstimmend mit dem, welches der König gesehen hatte. Dieser ließ ihnen eine Werkstatt anweisen, in welcher sie Alles fanden, was sie zu ihrem Zwecke gebrauchten, und als am folgenden Tage der König, von Ungeduld getrieben, in das Zimmer trat, um zu sehen, wie weit sie in ihrer Arbeit gekommen, waren die Pilger verschwunden. Die Materialien lagen unberührt auf dem Boden, auf einem Altar aber stand das Bild der Jungfrau, ganz wie es dem König im Traum erschienen war. Der König, welcher erkannte, daß hier Engel im Spiele waren, warf sich zur Erde nieder und vergoß Thränen vor jenem Bilde, nach welchem er so verlangt und das nun die Königin der Engel selbst ihm durch diese gesandt hatte.

Als der heilige König Sevilla erobert hatte, ließ er die Jungfrau auf einen von sechs weißen Pferden gezogenen Triumphwagen stellen, er selbst aber ging barfuß hinterher und stellte das Bild in der Kathedrale auf, wo es noch heutzutage unter dem Namen „Unsere liebe Frau von den Königen" verehrt wird. In ihrer Capelle zu ihren Füßen ruhen die Gebeine des Königs.

Kurz nach dieser Begebenheit rüstete sich der große König zu einem andern Angriffe, denn sein Vertrauen zu der Hilfe des Himmels war groß. Er ließ seine tapfern Truppen ein Lager beziehen auf dem nahen Hügel Buena-Vista, von wo sie sich wie zwei Arme nach beiden Seiten ausbreiteten, seiner Befehle gewärtig. Hitze und Durst aber hatten die Truppen so ermüdet und erschöpft, daß sie schwach und kleinmüthig waren. In dieser Noth ließ der König einen Altar aus Waffen errichten und ein Bild der heiligen Jungfrau, welches er immer im Sattel hängen hatte, darauf setzen. Steh' mir bei, steh' mir bei, Herrin! rief er aus, denn wenn ich heute durch Deine Hilfe und Kraft das Kreuz in Sevilla aufpflanze, so gelobe ich, hier auf dieser Stelle eine Capelle zu bauen, die Deinem Dienste gewidmet sein soll und wo ich zu Deinen Füßen die

Fahnen niederlegen will, mit denen Sevilla erobert worden ist.

In demselben Augenblicke sprudelte am Fuße des Hügels eine schöne Quelle aus sieben Oeffnungen hervor, die noch heute fließt und die „Königsquelle“ heißt.

Menschen und Pferde erquickten sich, gewannen wieder Kraft und Thatenlust, Sevilla wurde erobert und der Maurenkönig Aixa überreichte barfuß dem heiligen Eroberer auf einer goldenen Schüssel die Schlüssel der Stadt, die noch heute im Schatz und unter den Reliquien der Kathedrale aufbewahrt werden.“

„Zu jenen Zeiten,“ fuhr die Erzählerin fort, „lebten in der Provinz Leon zwei fromme Schwestern, Namens Elvira und Estephania. Diesen erschien ein Engel und befahl ihnen, sich auf den Weg zu machen, um ein Bild der Mutter Gottes, welches die Christen unter der Erde verborgen hatten, auszugraben.

Der Vater dieser frommen Jungfrauen, Gomez Nazareno, der eben so fromm war, wie sie, wollte sie begleiten. Als sie sich aber auf den Weg machten, war ihre Trübsal groß, denn sie wußten nicht,

nach welcher Gegend sie sich wenden sollten. Da hörten sie in der Luft ein unsichtbares Glöckchen erklingen. Sie folgten dem Ton und er führte sie in diese Gegend, wo er sich zu ihren Füßen unter der Erde verlor.

Damals war dieser Ort ein wüster Platz, ein dichtes Dorngestrüpp, welches das „schlimme Thal“ hieß, weil die Mauren, welche diese ganze Gegend in Cultur gesetzt, diesen Fleck nicht hatten urbar machen können, denn ein Engel mit einem Schwert hütete ihn.

Sie gruben nun emsig in die Erde und fanden eine Steinplatte, unter welcher sie, nachdem sie in die Höhe gehoben war, den Eingang zu einem Gewölbe entdeckten, demselben, das sich jetzt unter der Capelle befindet; in diesem aber fanden sie das Bild der Heiligen, ein Kreuz, das Glöckchen, welches sie, wie der Stern der heiligen drei Könige, hierhergeführt hatte, und eine Lampe, die noch brannte und noch jetzt vor dem Altare der Heiligen leuchtet; zu Ehren derselben brennt sie nun schon über tausend Jahre.

Die Schwestern nahmen das Bild der Heiligen und bauten ihr eine Capelle. Unter ihrem Schutz entstand nach und nach eine Reihe von Häusern und

endlich ein Dorf, welches zum Andenken an seine Gründerinnen den Namen Dos-Hermanas erhielt. Seht," fuhr die Frau des Sacristans fort, indem sie aufstand und wieder in die Capelle trat, „seht hier das Bild, das durch Nichts hat verdorben werden können, weder durch die Feuchtigkeit der Erde, noch durch den Staub der Luft, noch durch den Zahn der Zeit. Auf diesen beiden Gemälden sind die frommen Schwestern abgebildet."

An den Seiten des Altars waren eine große Menge Exvotos aufgehängt.

Unter diesen erregten sieben kleine silberne Beine, die mit einem rosafarbenen Bande nebst Schleife zusammengebunden waren, Marcella's Aufmerksamkeit.

„Was bedeutet diese Gabe?" fragte sie die Frau des Sacristans.

„Die hat der Schmidt Marcos hierhergebracht," antwortete diese. „Der unglückliche Mann hatte eines Tages ganz plötzlich solche Schmerzen im Beine bekommen, daß er weder leben noch sterben konnte. Nachdem seine arme Frau alle ihr empfohlenen Mittel angewandt hatte, brachte sie ihn auf einem Karren nach Sevilla. Aber auch dort fanden die Aerzte keine Linderung für seine Leiden.

Alles, was die Leute besaßen, ging in der

Pflege des Unglücklichen auf, und eines Tages, da er ganz in Verzweiflung war über seine Schmerzen und das Geschrei seiner Kinder, die ihn vergebens um Brot baten, wandte er sein tiefbekümmertes Herz zu Gott und zwar durch Vermittlung unserer heiligen Schutzpatronin, die er inbrünstig bat, sie möge ihm doch, so lange seine Kinder seiner bedürften, die Gesundheit wiedergeben. Wenn meine Kinder meiner einmal nicht mehr nöthig haben, liebe Heilige, sagte er, so will ich mit Freuden sterben; wenn ich aber bis dahin durch Deine Vermittlung meine Gesundheit wiedererlange, so verspreche ich Dir, alljährlich ein kleines silbernes Bein zum Zeugnisse des Wunders an Deinem Altar aufzuhängen. Schon am folgenden Tage kam Marcos, um der Heiligen für seinen Fuß zu danken.

Jahre vergingen, Marcos' Söhne waren zu Jünglingen erwachsen und verdienten ihr Brot; nur eine junge Tochter hatte er noch. Diese hatte einen Bräutigam, welcher bei ihrem Vater um sie anhielt. Die Hochzeit wurde vergnügt gefeiert, aber Marcos war in sich gekehrt. Am folgenden Tage fühlte er sich unwohl und legte sich zu Bett, um nicht wieder aufzustehen. Seine Bitte war ihm gewährt worden. Sein Tagewerk war vollendet."

„Und diese Aehren?“ fragte Marcella beim Anblick eines mit himmelblauer Schleife zusammengebundenen Aehrenstraußes.

„Diese,“ antwortete die Sacristanin, „hat Petrola, Gomez Frau, gebracht.

Diese armen Leute, haben bei acht Kindern Nichts als was der Vater mit Tagelohne verdient.

Sie hatten es möglich gemacht, ein kleines Stück Land zu bebauen. Dies Gütchen war ihre ganze Hoffnung, ihre ganze Freude, und mit Recht; denn das Land war dankbar und gedieh so üppig, daß es aussah, als ob sie es mit Weihwasser begössen.

Eines Tages trat ihre Nachbarin, die vom Felde kam, herein, und meldete der Frau, daß Heuschrecken in ihrem Weizen wären. Heuschrecken! eine der Plagen Egyptens! Wenn ein Blitzstrahl vom Himmel neben ihr niedergefallen wäre, hätte die Unglückliche nicht mehr erschrecken können. Voll Entsetzen und ohne zu wissen, was sie that, ließ sie Haus und Kinder im Stich und lief wie verwirrt mit ausgestreckten Armen und laut schreiend: Heilige Anna! Heilige Anna! Das Brot meiner Kinder! Das Brot meiner Kinder! hinaus.

Als sie auf dem Felde ankommt, sieht sie an der einen Spitze desselben den Weizen von den Heu-

schrecken mit Stumpf und Stiel abgefressen; zwischen dieser Spitze und dem übrigen Felde aber schien sich eine unsichtbare Mauer erhoben zu haben, um den Weizen der frommen Mutter, welche die Heiligen angerufen hatte, zu schützen. Das Entzücken und die Dankbarkeit der guten Frau könnt Ihr Euch denken; da sie aber so arm war, konnte sie der Heiligen ihren Dank durch Nichts als diese Aehren abstatten."

Anna, Elvira und Marcella hörten der Sacristanin mit inbrünstig gerührtem Herzen und feuchten Augen zu. Mit diesen Gefühlen ist das Erzählte niedergeschrieben worden. Gott gebe, daß es mit eben denselben gelesen werde!

Siebentes Capitel.

Der Maimond mit seiner goldigen Sonne, dem muntern Gesange seiner Vögel, dem Summen seiner tausend Insecten, dem Dufte seiner Blumen lächelte in seiner ganzen Heiterkeit und Anmuth auf die Erde herab.

Der Hochzeitstag Ventura's und Elvira's war gekommen, und die Sonne ging so strahlend auf, wie ein Freund, der sich beeilt, zuerst seinen Glückwunsch abzustatten. Man wollte zur Kirche gehen. Anna drückte die heißgeliebte Tochter an ihr Herz, die sanfte Elvira, die in ihrem Glücke so demüthig und in sich gekehrt war, daß sie den Kopf senkte, als ob es sie niederdrücke, und die Augen niederschlug, als ob es sie blende. Der alte Pedro, vergnügter als je in seinem Leben, übertraf sich selbst in Witzworten, Späßen und Possen. Maria, vor

Entzücken außer sich über ihr eigenes Glück wie über die Freude der Andern, vergoß endlose Thränen, den Wassertropfen gleich, welche zuweilen aus heiterm, sonnenhellem Himmel herabfallen; und wie diese in den Strahlen der Sonne glänzen, so glänzten Maria's Thränen in ihrem Lächeln.

„Schwester," sagte Marcella zu Elvira, „nächst meinem himmlischen Bräutigam ist der Deinige der beste und vollkommenste. Sieh, wie hübsch mein Bruder Ventura ist. Hätte er einen Lilienstengel in der Hand, so sähe er aus wie Joseph bei der heiligen Vermählung."

Und sie hatte Recht, ihren Bruder zu preisen, denn Ventura, nett und reich gekleidet, lebhafter und feuriger als je in der Eile, mit welcher er zum Aufbruch drängte, hätte einem Bildhauer als Modell zu einem Achilles dienen können.

Perico vergaß Rita, um seiner Schwester mit einem tiefen Blick unaussprechlicher Liebe in die großen und sanften braunen Augen zu sehen.

Nur Rita sah gleichgiltig und grämlich aus.

Melampo war der Meinung, daß viel Lärmen um eine Kleinigkeit gemacht werde und legte sich unter den Orangenbaum schlafen. Dieser schüttelte

alle seine Blüthen herunter, als wollte er den Pfad der Braut damit bestreuen.

Sie wollten eben aufbrechen, als ein seltsames Getöse an ihr Ohr schlug; es schien zusammengesetzt aus dem Blöken eines geängstigten Stieres, den Klagetönen einer getroffenen Hirschkuh und dem Brüllen der Ueberraschung eines im Schlafe verwundeten Löwen.

Die Ursache des Lärmens war das Geschrei der Wuth und Bestürzung ankommender Schaaren von Flüchtlingen und Ausrufe des Schreckens und der Entrüstung von Seiten der Dorfbewohner, die sich anschickten, ihnen zu folgen.

Die Franzosen, die mit Riesenschritten in Sevilla eingezogen waren, setzten ihren Verwüstungsmarsch gen Cadix fort.

Perico hatte in der Voraussicht dieses unglücklichen Ereignisses für einen Zufluchtsort für seine Familie auf einem einsamen, von allen Marschrouten entlegenen Gute gesorgt und hielt zu dem Zwecke Maulthiere in seinen Ställen in Bereitschaft.

Während die Männer in den Hof liefen, um die Thiere zu satteln und zu zäumen, packten und banden die Frauen Kleidungsstücke, Wäsche und

Geräthschaften zusammen und brachten herbei so viel die Körbe nur fassen konnten.

„Welch eine böse Vorbedeutung, Ventura!“ sagte Elvira, „der Tag, der uns vereinigen sollte, trennt uns.“

„Nichts kann uns trennen, Elvira,“ antwortete Ventura. „Ich trotze Allen, die dies versuchen wollten. Geh' ohne Sorgen; wir machen hier Alles bereit und holen Euch unterwegs ein.“

Ventura sah sie unter Perico's Obhut sich entfernen und kehrte erst nach Hause zurück, als er sie aus dem Gesichte verloren hatte.

Schon aber verkündete am Eingange des Dorfes der furchtbare Ton der Trommeln die Ankunft der schrecklichen Phalanx, die nun über die armen, wehrlosen und überraschten Dorfbewohner herfiel, um dieselben wie Sclaven zu behandeln.

„Folge mir, Vater,“ sagte Ventura, „komm', Schwester, laß uns fliehen.“

„Es ist zu spät,“ erwiederte Pedro, „sie sind schon hier, Du aber, Ventura, verbirg Dich und Deine Schwester; beim Einbruche der Nacht wollen wir fliehen, für jetzt aber verbergt Euch.“

„Und Du, Vater?“ fragte Ventura, schwankend zwischen der Nothwendigkeit und seinem Wider-

willen gegen den Gedanken, sich verstecken zu müssen.

„Ich," erwiederte Pedro, „bleibe hier. Was sollten sie mir armem alten Manne thun? Fort, thut, was ich sage und verbergt Euch. Was stehst Du hier noch, Marcella, kälter und steifer als eine steinerne Bildsäule? Woran denkst Du, Ventura, daß Du Dich nicht rührst? Willst Du Dich und Deine Schwester in's Unglück stürzen? Ventura, Sohn, willst Du mich tödten?"

Dieser Angstschrei seines Vaters riß Ventura aus der Erstarrung, in welche ihn Ungewißheit, Ueberraschung und Wuth versetzt hatten.

„Ich muß mich verbergen, Vater, verbergen wie ein Weib!" knirschte er, die Fäuste ballend. „So lange ich lebe, werde ich die Scham davor nicht wieder loswerden!" Und indem er eine Handleiter ergriff, stellte er sie an eine Oeffnung im Dache, die zu einer Art von Boden führte, wo Sämereien und altes Gerümpel aufbewahrt wurden; er ließ seine Schwester hinaufsteigen, stieg dann selbst hinauf und zog die Treppe nach sich.

Es war Zeit; denn schon wurde an die Thür geklopft. Pedro öffnete.

Ein französischer Grenadier trat ein.

„Schaff' mir zu essen und zu trinken," sagte er zu Pedro in seinem Kauderwälsch; „gib mir Dein Geld, wenn Du nicht willst, daß ich es Dir nehmen soll, und ruf' Deine Töchter, wenn ich sie nicht suchen soll."

Dem ehrenhaften und stolzen Spanier stieg das Blut in die Wangen, aber er antwortete mit Mäßigung:

„Ich habe Nichts von dem, was Du forderst."

„Was heißt das, Du hast Nichts, Schuft? Weißt Du, mit wem Du redest? Weißt Du, daß ich hungrig und durstig bin?"

Pedro, welcher den ganzen feierlichen Hochzeitstag seines Sohnes in Anna's Hause zuzubringen gehofft und folglich für Nichts gesorgt hatte, näherte sich der Thür, welche nach dem Innern des Hauses führte und erwiederte, auf den erloschenen Herd zeigend:

„Ich hab' Euch schon gesagt, daß Nichts zu essen im Hause ist als Brot."

„Du lügst," schrie der Franzose wüthend; „es ist böser Wille."

Pedro heftete seine Augen, in welchen einen Moment lang die ganze Entrüstung, der ganze Zorn, die ganze Erbitterung seiner Seele glänzten, fest auf

den Grenadier; ein zweiter Gedanke aber, der ihn mit Angst erfüllte, bewog ihn, sie wieder niederzuschlagen, und mit versöhnlicher Stimme antwortete er:

„Ich habe Euch die Wahrheit gesagt.“

Bei dieser hartnäckigen Weigerung näherte sich der Soldat, den schon Pedro's Blick in Wuth gesetzt hatte, dem Letztern und sagte:

„Du trotzest mir, Du verweigerst mir hartnäckig, was Du verpflichtet bist, mir zu geben, he? Und beleidigst mich obendrein mit Deiner verächtlichen Ruhe? Ich will Dich, bei meinem Leben! weich machen wie einen Handschuh.“

Bei diesen Worten erhob er die Hand, und der laute Schall einer Ohrfeige ertönte im Zimmer.

Wie ein Adler, der sich auf seine Beute stürzt, sprang Ventura vom Boden herunter, warf sich auf den Franzosen, riß ihm den Degen aus der Scheide und durchbohrte ihn damit. Der Franzose fiel todt zu Boden.

„Mein Sohn, mein Sohn! Was hast Du gethan?“ rief der Alte aus, der über der Gefahr seines Sohnes seiner eigenen Beschimpfung vergaß.

„Meine Pflicht, Vater.“

„Du hast Dich in's Verderben gestürzt.“

„Was thut das? Habe ich Euch doch gerächt."

„Flieh', flieh', verliere keinen Augenblick."

„Nicht eher, als bis ich diesen Schuldner fortgeschafft habe, der nun bezahlt hat. Wenn man ihn fände, würdet Ihr statt meiner büßen müssen, Vater."

„Thut Nichts, thut Nichts," rief der Alte aus; „rette Dich selbst, darauf kommt's jetzt an."

Ohne auf seinen Vater zu hören, hob Ventura den Leichnam auf, lud ihn auf seine Schultern und warf ihn in den Brunnen; dann wendete er sich wieder zu seinem Vater, der ihm in der größten Angst gefolgt war, bat ihn um seinen Segen, schwang sich mit einem Satze auf die Hofmauer, welche in's Feld führte, und sprang auf der andern Seite hinunter. Der arme Vater stieg auf den Feigenbaum und sah, sich an die Zweige desselben anklammernd, mit schwerem Herzen, weit geöffneten Augen und athemloser Brust, wie sein Sohn, der Abgott seines Herzens, mit der Leichtigkeit eines Hirsches querfeldein auf einen Olivenhain zulief, und zwischen den Bäumen verschwand.

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Der Herbst hatte die Tage gekürzt und der Winter klopfte mit seinen frostigen Fingern an die Thür. Es war um die Stunde, wo die Landleute nach ihren Häusern zurückkehren, und wo die Sonne einen letzten, kalten Scheideblick auf die Erde wirft.

Perico ging langsam hinter seiner Eselin her, gefolgt von Melampo, der es an Gravität seiner alten Freundin und Gefährtin gleichthat. Diese erinnerte sich noch mit Schrecken des Einzuges der Franzosen, obwohl seitdem sechs Jahre vergangen waren; denn damals hatte die Rettung ihrer Gebieterinnen sie zu dem gewaltigsten Galoppe genöthigt, den sie in ihrem Leben gemacht hatte. Hätte sie einen leisen Anflug von Kenntniß der auslän=

dischen Literatur gehabt, wie ihn jetzt Mancher hat, der die Glocke läuten hört, ohne zu wissen, wo sie hängt, so würde sie ohne Zweifel gegen Melampo behauptet haben, daß das ungezähmte Füllen, auf das Mazeppa gebunden wurde, im Vergleich zu ihr bei jener denkwürdigen Gelegenheit, nur eine Schnecke gewesen sei. Sie hatte sich noch nicht ganz ausgeruht.

Als sie in ihrer Gasse ankamen, hüpften zwei niedliche Kinder Perico entgegen. In diesem Augenblick aber mahnte der melodische und feierliche Ton der Glocke zum Gebet. Perico stand still und nahm den Hut ab. Esel und Hund, die durch lange Gewohnheit den Ton kannten, blieben gleichfalls stehen, und die Kinder rührten sich nicht.

Nach beendigtem Gebete liefen sie auf den Vater zu und sagten:

„Deine Hand, Vater.“

„Gott mache Euch zu guten Menschen,“ sagte Perico, seine Kinder segnend.

Wer das breite und ehrliche Gesicht Melampo's, der da saß und diesen Auftritt mit sichtbarem Interesse ansah, betrachtet hätte, würde in ihm das Wort: Amen! gelesen haben.

Der Knabe, der vor Ungeduld brannte, von

seinem Vater auf den Esel gehoben zu werden, fragte ihn, warum man denn stillstehen müsse, wenn es zum Gebet läutete.

„Erinnerst Du Dich nicht," erwiederte seine Schwester Angelita, „was die Tante Elvira sagt, daß, wenn diese Stunde, die der Jungfrau geweiht ist, schlägt, unsere Schutzengel aus Ehrfurcht stillstehen, und daß wir also, wenn wir dann weiter gingen, allein sein würden?"

„Das ist wahr, Schwester," antwortete Angel, indem er der Eselin, auf die sein Vater ihn gesetzt hatte, kecker Weise einen Hieb mit der Gerte verabreichte, welchen die Dulderin zum Glücke nicht einmal bemerkte.

Sechs Jahre waren verflossen seit jenen traurigen Ereignissen, die wir eben erzählt haben. Zu noch größerm Unglücke hatte Marcella an dem Tage, wo sie, auf dem Boden versteckt, Zeugin von der Beschimpfung ihres Vaters, der schrecklichen Rache, die ihr Bruder genommen hatte, und von der Flucht desselben gewesen war, den Verstand verloren. Von Ventura hatte man weiter Nichts gehört und Alle beweinten ihn als todt, obwohl Alle in ihrer Freundschaft für Pedro und ihrer Liebe für Elvira Worte der Hoffnung für sie suchten,

welche sie selbst nicht hegten. Die Zeit indessen, das große Auflösungsmittel, in welchem Freude und Kummer wie Zucker und Salz im Wasser zergeht, hatte diese Schmerzen, wenn auch nicht weniger bitter, doch erträglicher gemacht. Nur aus Pedro's Munde hörte man anstatt der lustigen Späße und gewohnten Schnurren häufig den Ausruf: „Mein armer Sohn! Meine arme Tochter!"

Auf Elvira allein war die Zeit ohne Einfluß geblieben. Sie schwand schweigend dahin, wie die Wölkchen des Himmels, die, anstatt sich in rauschenden Regenströmen auf die Erde zu ergießen, still emporsteigen, bis sie verschwinden. Sie klagte nie; nicht einmal der Name Ventura's, des Mannes, den sie bereits als ihren Lebensgefährten betrachtet hatte, kam über ihre Lippen.

„Ein Wurm nagt an ihrem Leben," sagte Anna zu ihrem Sohne Perico. „Ihr seht es nicht, aber mir entgeht es nicht."

„Aber, Mutter," antwortete Perico, „woran seht Ihr das? Klagt sie etwa?"

„Nein, mein Sohn, nein. Aber, Perico, eine Mutter versteht auch die stumme Tochter," antwortete Anna mit tiefem Schmerze.

Rita und Perico waren glücklich, denn Perico

arbeitete mit seinem liebevollen Herzen, seinem sanften Gemüthe und seinem versöhnlichen Charakter an dem Glücke Beider. Ein Jahr nach ihrer Verheirathung hatte Rita Zwillingen das Leben gegeben. Bei dieser Gelegenheit war sie dem Tode nahe und verdankte das Leben nur dem treuen Beistande ihres Mannes und seiner Familie. Lange blieb sie schwach und kränklich; in dem Augenblick aber, wo wir den Faden der Erzählung wieder aufnehmen, war sie ganz wiederhergestellt und die Rosen der Gesundheit und Jugend blüheten schöner und üppiger als je auf ihrem Antlitze.

„Heilige Jungfrau!“ sagte Maria, als sie an jenem Abend Alle beisammen waren, „was für ein entsetzliches Unwetter war das in der vergangenen Nacht! Ich zählte alle meine Sünden zusammen und beichtete sie Gott. Ich habe so viel gebetet, daß ich meine, ich müßte alle Todten auferweckt haben, und noch dazu laut, denn ich habe immer sagen hören, wo die Stimme des Gebetes hinkommt, da verliert der Blitz seine Macht. Zu den Mauren, zu den Mauren! rief ich dem Gewitter zu. Zu den Mauren! damit sie sich bekehren und zittern vor dem Zorne Gottes. Erst gegen Morgen, als ich den Regenbogen sah, tröstete ich mich, denn er ist das Zeichen, welches Gott dem Menschen gab, daß er ihn nicht

mit einer zweiten Sündfluth strafen werde. Jesus! Und daß die Menschen nicht vor diesen Mahnungen Gottes zittern!"

„Und warum, Mutter, sollen sie denn vor etwas Natürlichem zittern?" fragte Rita.

„Natürlich?" entgegnete Maria. „Du willst auch wohl behaupten, daß Pest und Krieg natürlich sind? Weißt Du denn, was der Blitz ist? Nun, ein Verwalter hat mir gesagt, es sei ein Stück brennende Luft, die der Zorn Gottes fortschleudere.*) Und wohin dringt nicht die Luft, wohin reicht nicht der Zorn Gottes? Nun, und der Donner. Der Donner, sagte ein Prediger, ist die Stimme Gottes und seiner Herrlichkeit, und man muß Gott fürchten, zumal wenn es donnert. Also, meine Kinder, vergeßt nie, daß ein Gewitter eine Mahnung des Herrn ist, um uns zu erinnern, daß seine Majestät einwilligt, aber nicht für immer."

„Das Wasser ist sehr willkommen gewesen, Maë Maria,"**) sagte Perico, „denn die Erde hatte Durst."

---

*) Diese hochpoetische Erklärung gab wirklich ein andalusischer Landmann. Anm. d. Verfasserin.

**) Mit diesem aus madre (Mutter) abgekürzten Worte werden beim andalusischen Landvolke die Großmütter und Schwiegermütter angeredet. Anm. d. Verfasserin.

„Die Erde hat immer Durst,“ meinte Rita. „Sie ist wie eine Trunkenboldin.“

„Vater,“ sagte Angela, „weißt Du, was ich heute gesungen habe, als ich die Mönchskäpplein*) durch die Wasserpfützen schwimmen sah?“

Und das Kind fing an zu singen:

„Woll', o Gott, uns Regen schenken,
Um die durst'ge Saat zu tränken.
Gottes Mutter zieht hervor
Aus dem großen Himmelsthor,
Sitzt auf einem weißen Pferde
Und erleuchtet rings die Erde.
Gottes Segen überall,
Lobt den Herrn mit Glockenschall.“

Angel, der sich von seiner lebhaftern Schwester nicht wollte den Rang ablaufen lassen, sagte schnell: „Und ich, Vater, habe gesungen:

Mein Gott, von Herzen bitt' ich Dich,
Schenk' Regen doch in dieser Noth;
Ich bin noch so ein kleines Kind,
Und möchte gern ein Stücklein Brot.“

---

*) Dies scheint mir der Sinn dieser Worte zu sein, die jedoch vielleicht noch andere Deutungen zu lassen. Mönchskäpplein (Frailecitos) sind kleine Käppchen, die von den Kindern aus Bohnenhülsen gemacht werden.

Anm. d. Uebers.

„Genug, genug,“ rief Rita, „Ihr seid wie ein paar Cicaden; Ihr seid langweiliger als Frösche.“

„Sollen wir ein Spiel spielen, Mutter?“ sagte der Knabe.

„Spielt mit dem Schwanze der Katze,“ antwortete Rita.

„Maë Maria,“ sagte das Mädchen, „willst Du mir eine Geschichte erzählen, so will ich Dir den Katechismus hersagen! Höre zu: Der Feinde der Seele sind drei, der Teufel, die Welt und das Fleisch.“

„Den Feind mag ich wohl,“ sagte der Knabe.

„Still doch, dummer Junge,“ sagte seine Großmutter, „hier ist ja kein Fleisch gemeint, das man essen kann.“

„Was denn, Maë Maria?“ fragte der Knabe wieder.

„Für jetzt lerne nur den Buchstaben,“ antwortete die Großmutter, „wenn Du so weit bist, daß man es Dir erlaubt, wirst Du anwenden, was Du gelernt hast. Einstweilen magst Du wissen, daß Dein Fleisch, d. h. Dein Gelüste, Dich so unmäßig macht, wie Du bist, und daß die Unmäßigkeit eine Todsünde ist.“

„Es gibt sieben Todsünden,“ platzte das Mädchen heraus und sagte sie her.

„Ich, Maë Maria,“ sagte Angel, „weiß die drei Personen: Gott der Vater, Gott der Sohn und der heilige Geist, der eine Taube ist.“

„Wie dumm!“ rief seine Mutter aus.

„Kind,“ sagte Maria, „Niemand wird gescheid geboren. Mein Söhnchen,“ fuhr sie fort, „die Taube ist ein Symbol. Der heilige Geist ist eben so gut Gott, wie der Vater und der Sohn.“

Während nun jedes der Kinder die Großmutter zu sich zog, sagte das eine:

„Ich weiß die Gebote Gottes.“

„Ich, die der Kirche,“ sagte das andere.

„Ich, die Sacramente.“

„Ich, die Eigenschaften des heiligen Geistes.“

„Ich, ...“

„Genug, und schon zu viel,“ sagte Rita, „Ihr würdet noch den ganzen Katechismus hersagen; sind wir etwa in einer Mädchenschule? Das wäre mir eine schöne Unterhaltung!“

„Ist es möglich,“ sagte schmerzlich Maria, welche den Kindern mit der größten Freude zugehört hatte, „ist es möglich, daß Du nicht gern das Wort Gottes hörst, und daß Dich's in dem Munde

Deiner Kleinen nicht entzückt? Ich erinnere mich, daß ich, als Du mir zum ersten Male das Vaterunser ganz hersagtest, meine hellen Thränen weinte."

„Ja," antwortete die Tochter, „Du bist auch im Stande, bei einem Fandango zu weinen."

Die arme Mutter antwortete nicht, sondern wandte sich zu den Kindern und sagte:

„Ich bin so zufrieden mit Euch, weil Ihr den Katechismus so gut kennt, daß ich Euch das Hübscheste erzählen will, was ich weiß."

Die Kinder setzten sich auf das Gestell des Feuerbeckens ihrer Großmutter gegenüber, die ihre Erzählung folgendermaßen begann:

„Als der Engel dem heiligen Patriarchen Joseph befohlen hatte, nach Egypten zu fliehen, nahm der Heilige seinen kleinen Esel, setzte die Mutter und den Sohn darauf und fort zogen sie durch Wälder und Gestrüpp. Mitten in einem Walde, wo er am dichtesten war, ward der heiligen Mutter bange, denn der Weg war sehr dunkel und einsam, und als sie an eine Höhle kamen, stürzte aus derselben eine Räuberbande hervor und warf sich auf die heilige Familie. Schon wollten sie Mutter und Sohn von dem Esel herabreißen; als aber der Hauptmann, der Dimas hieß, sich ihnen näherte und den Knaben

ansah, da ging's ihm durch's Herz, und indem er sich zu seinen Gefährten wandte, sagte er: Wer dieser Frau und diesem Kinde auch nur ein Haar krümmt, der bekommt's mit mir zu thun. Und zu dem heiligen Paare gewendet sprach er: Die Nacht will einbrechen und sie wird stürmisch werden. Kommt mit mir, ich will Euch beherbergen. Und so geschah es. Und der Räuberhauptmann gab ihnen zu essen und zu trinken, und die heiligen Ehegatten nahmen das Anerbieten an, wie denn Gott allen Beistand, von den Guten sowohl, wie von den Bösen annimmt; und deshalb unterlaßt nie zu beten, wenn Ihr auch unglücklicher Weise in der Todsünde sein solltet. Als daher im Laufe der Zeit der Räuberhauptmann gefangen und zum Tode verurtheilt wurde, fand er Barmherzigkeit und bereuete seine Sünden im Tode am Kreuze, den er als Sühne erlitt, wie unser Herr als Opfer. Er wurde Christ und war der Erste von Allen, die eingingen in die Herrlichkeit, wie Christus es ihm versprochen hatte, als er sein Blut für ihn vergoß." *)

*) Diese Erzählung ist im Munde des Volkes noch weit länger; wir ziehen vor, hier abzubrechen, um die Geduld der Leser nicht zu ermüden; denn diese würden solchen Legenden ohne Zweifel die Epitheta von bloßen Märchen geben. Es wird

Inzwischen hörte man den Wind in langgezogenen Tönen fortheulen; die Thüren wurden wie von einer unsichtbaren Macht gerüttelt, und der alte Orangenbaum sauste im Hofe, als ob er dem Winde Vorwürfe mache über die Störung seiner Ruhe.

„Ei!“ sagte Perico, „es wird keine Nessel im Boden bleiben.“

„Was für ein Regen!“ fügte Pedro hinzu, „die Wolken zerreißen und der Fluß wird durch das Feld spazieren.“

„Hast Du gesehen,“ sagte Angela zu ihrem Bruder, „wie diesen Abend die Wolken liefen, als ob es Windhunde wären?“

„Ja,“ antwortete der Knabe, „wohin liefen sie denn?“

„Nach dem Meere, um Wasser zu holen.“

„Ist denn so viel Wasser im Meere?“

„Mein Jesus! Mehr als in Onkel Pedro's Behälter.“

„Die Stimme des Windes,“ sagte Maria,

---

ein Tag kommen, wo man in Spanien, wie in den gebildetsten Ländern der Welt, diesen Erzeugnissen des inbrünstigen und gläubigen Volksgemüths, welche, wie die Kindheit, gleichzeitig Lächeln und Rührung erregen, einen außerordentlichen Werth beilegen wird. Anm. d. Verfasserin.

„kommt mir vor wie die Stimme des bösen Geistes; sie flößt Furcht ein.“

„Die Mutter fürchtet sich vor Allem,“ bemerkte Rita; „wann wird Dein Herz einmal Ruhe bekommen, Mutter? Du Schlafmütze,“ fuhr sie fort, indem sie dem Knaben, der sich an sie gelehnt hatte, einen Schub gab, „such' Dir eine andere Stütze als mich!“*)

Der Knabe, der halb im Schlafe war, verlor das Gleichgewicht. Elvira stieß einen Schrei aus. Perico sprang herzu und fing ihn in seinen Armen auf. Die Spindel entglitt Anna's Händen; sie nahm sie aber ohne ein Wort zu sagen wieder auf.

„Wenn Du sie einmal verlierst,“ sagte Pedro unwillig, „so wirst Du sie nicht beweinen, wie ich das meinige; den Vortheil hast Du wenigstens vor mir voraus.“

„Ihre Hitze, ihre Hitze, die ich immer fürchte,“ sagte Maria ängstlich, indem sie den schlimmen Fehler mit einem unbedeutenden entschuldigte.

---

*) Im Originale sprichwörtlich: Sostente sobre lo que has comido, stütze Dich auf das, was Du gegessen hast.

Anm. d. Uebers.

„Also Maë Maria,“ fuhr Perico schnell fort, „Ihr fürchtet Euch vor Allem; auch vor Hexen?“

„Nein, das nicht, mein Sohn,“ erwiederte seine Schwiegermutter; „die christliche Lehre verbietet an Hexen und Hexerei zu glauben. Ich fürchte das, was Gott zuläßt, um die Menschen zu züchtigen, und vor Allem, wenn es etwas Uebernatürliches ist.“

„Gibt's denn etwa Hexen? Hast Du schon eine gesehen?“ fragte Rita.

„Ob es welche gibt?“ antwortete Maria. „Und Du zweifelst daran?“

„Natürlich.“

„Du leugnest also wohl, daß es außergewöhnliche Dinge gibt?“

„Das nicht; eins solcher außergewöhnlichen Dinge ist der Tag, wo Du mir nicht eine Strafpredigt hältst; aber daß es übernatürliche Dinge gibt, glaube ich nicht. Ich bin wie der heilige Thomas.“

„Nun, dann sei stolz darauf! Schade, daß Du nicht auch wie der heilige Petrus zu sein behauptest, nämlich in dem, worin er fehlte.“

„Aber hast Du denn schon Etwas dergleichen gesehen? Du müßtest denn einen Schlund haben, wie ein Haifisch.“

„In dem Falle, den ich meine, ist's so gut, als hätt' ich es gesehen," antwortete Maria.

„Was war denn das, Tante?" fragte Elvira.

„Mein Kind," antwortete die gute Alte, sich an ihre Nichte wendend, „erstens das, was der Gräfin von Villaoran passirte, denn die Frau Gräfin hat es mir selbst erzählt, als wir noch Aufseher auf ihrem Gute Quintos waren. Die Dame hatte die fromme Gewohnheit, eine Messe für die Missethäter lesen zu lassen, grade zu der Zeit, wo sie hingerichtet wurden. Als der berüchtigte Vellico in der Welt sein Wesen trieb und so viele Ruchlosigkeiten verübte, beschloß die Dame, für ihn, wenn man ihn einfinge, keine Messe lesen zu lassen, wie für die andern Bösewichter; und so geschah es auch. Als er hingerichtet wurde, ließ sie keine Messe für ihn lesen. Kurz darauf, als sie eines Nachts ruhig schlief, wachte sie auf von einer kläglichen Stimme, welche dicht am Kopfende ihres Bettes ihren Namen rief. Erschrocken richtete sie sich auf, sah aber Niemand, obgleich das Nachtlicht brannte. Da hörte sie dieselbe Stimme noch kläglicher im Hofe rufen, und ehe sie sich noch von ihrem Schrecken erholen konnte, wurde ihr Name zum dritten Mal, aber fern, wie ein Seufzer, ausgerufen.

Die Dame schrie laut auf, Alle, die im Hause waren, liefen herzu und fanden sie halb todt vor Schrecken; aber Niemand als sie hatte die Stimme gehört.*)

Am folgenden Tage brannten kaum die Kerzen auf den Altären, als auch schon eine Messe für die Seele des armen Gerichteten gelesen wurde und die Gräfin, in inbrünstigem und reuigem Gebete, vor dem Altare kniete; denn Gottes Barmherzigkeit, welche anders ist, als die der Menschen, schließt Keinen aus. Was sagst Du nun, Rita?"

Alle waren bewegt von Maria's Erzählung; nur Rita sagte gähnend:

„Sie wird's wohl geträumt haben," und wie ein kalter Reif auf Blumen fielen diese Worte auf die Rührung der Gesellschaft.

„Daß Dich —! Was für eine Ungläubigkeit!" rief der alte Pedro aus. „Diese Rita wird noch einmal ein Ende nehmen wie der Lucero, der, wie die Priester sagen, von der Kirche abfiel."

„Ave Maria! Pedro, sagt das nicht," rief

---

*) Dies ist eine wahre Begebenheit.

Anm. d. Verfasserin.

Maria aus, „auch nicht einmal zur Vergleichung. Sagt lieber: was für eine Starrköpfigkeit; denn sie sagt das nur, um mir zu widersprechen."

Ein Geräusch in der Gegend der Thür, die in den Hinterhof führte, machte Maria plötzlich verstummen.

„Jesus, was ist das?" rief sie.

„Nichts, Maë Maria," antwortete Perico lachend, „was sollte es sein? Der Wind, der diesen Abend Alles in Bewegung setzt."

„Mutter," sagte Angela, „nimm mich auf den Schoß, wie Papa den Angel; ich fürchte mich."

„Das fehlte noch!" antwortete Rita, die übler Laune war; „geh, und komm mir sobald nicht wieder."

„Ich möchte wohl wissen," sagte Pedro nach einer Weile, „ob Diejenigen, welche über die Furcht Anderer spotten, sie nie selbst empfunden haben?"

„Perico, Perico," sagte Maria ängstlich, „im Hofe läßt sich Etwas hören."

„Maë Maria," antwortete dieser, „Ihr seid furchtsam und schreckhaft; hört Ihr nicht, daß es die Dachrinnen sind?"

„Ich," fuhr Pedro wie in sich versunken und

mit schwacher Stimme fort, „bin, seitdem mein Haus mit Blut befleckt wurde —“

„Pedro, Pedro!“ unterbrach ihn Anna. „Sollen wir immer wieder darauf zurückkommen? Wollt Ihr Euch wieder traurig stimmen? Wozu sich an die Vergangenheit erinnern, und an das, was nicht zu ändern ist?“

„Weil,“ antwortete Pedro, „das, was ich leide, zuweilen so schwer auf mir lastet, daß ich mir das Herz erleichtern muß. Oft, wenn ich so ganz allein in meinem Hause bin, dann überfällt es mich! Und, glaubt mir, manche Nacht, wenn Alles still war und der Schlaf mich floh, habe ich ihn gesehen — ja ich habe ihn gesehen, den Grenadier, den mein Sohn tödtete; wie ich ihn lebend sah mit seinem grauen Mantel und seiner Pelzmütze, hab' ich ihn aus dem Brunnen, in welchen er geworfen wurde, heraufsteigen und in das Zimmer, wo er getödtet wurde, gehen sehen, um die Flecken seines Blutes aufzusuchen. Ich sehe ihn vor mir, groß, unbeweglich, schrecklich.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und eine große, unbewegliche, schreckliche Gestalt in grauem Mantel und Grenadiermütze trat in's Zimmer.

Wie vom Donner gerührt saßen Alle lautlos und unbeweglich.

„Jesus, steh uns bei!“ rief Maria aus.

Angel warf sich an seines Vaters Brust, Angela auf den Schooß ihrer Großmutter.

„Ventura!“ murmelte Elvira, die Augen schließend, und ließ ihren Kopf an die Brust ihrer Mutter sinken.

Melampo erschöpfte sich in Liebkosungen.

Die Frau, für die es kein Vergessen gab, und der Hund, für den die Untreue nicht existirt, hatten ihn zu gleicher Zeit erkannt.

Mit Blitzesschnelle stand Pedro von seinem Stuhl auf, und der alte Mann, der sich nicht auf den Beinen halten konnte, wäre gefallen, wenn Ventura, Mütze und Mantel abwerfend, nicht herzugesprungen wäre und ihn in seinen Armen aufgefangen hätte. Der nun folgende Auftritt ist leichter zu begreifen als zu schildern; es war ein Auftritt voll Verwirrung, voll abgerissener Worte und Ausrufungen der Freude und Ueberraschung, inbrünstiger Dankgebete zum Himmel und Thränen.

Als Ventura sich den Armen seines Vaters entwinden konnte, die den Hals des Sohnes nicht loslassen wollten, denn noch immer konnte der alte

Mann sich nicht denken, daß dieser es sei, welchen sie umschlangen, richtete er seine Blicke auf Elvira, welche ihre Mutter in ihren Armen hielt und an ein in Essig getauchtes Tuch riechen ließ; aber das war die Elvira nicht mehr, die er bei seinem Weggehen verlassen hatte. Bleich, mager, sich nicht mehr ähnlich, schien sie schon dieser Welt nicht mehr zu gehören. Ventura's blitzende Augen nahmen einen Ausdruck der Sanftmuth und tiefen Kummers an, und mit der freien Offenheit des Landmanns fragte er sie:

„Bist Du krank gewesen, Elvira? Du bist nicht mehr dieselbe.“

„Jetzt, jetzt wird sie besser werden, so wahr ich meiner Mutter Sohn bin,“ rief Pedro aus, in welchem die Freude wieder den alten Geist der Lustigkeit und Spaßmacherei erweckte. „Deine Abwesenheit, und daß sie Nichts von Dir gehört, hat sie krank gemacht; und das ist auch keine Kleinigkeit. Weshalb, Kind Gottes, hast Du denn keinen Brief geschrieben und keine Nachricht von Dir gegeben?“

„Nun, mein Sergeant hat ja wenigstens ein halbes Dutzend für mich geschrieben!“ antwortete Ventura; „überdies bin ich in Frankreich und gefangen gewesen, das Alles ist lang zu erzählen ...

Aber wie wohl Du aussiehst, Rita," sagte er zu dieser, die seit seinem Eintritte den Blick nicht abgewandt hatte von dem stattlichen jungen Manne, dem der Knebelbart, die Uniform und die militärische Haltung vortrefflich standen; „ei, ei! was für eine prächtige junge Frau bist Du geworden! Das macht das gute Leben bei Perico. Und Du, Perico, plackst Dich noch immer? Sind das Eure Kinder? Allerliebste kleine Geschöpfe! Gott schütze sie! Nun, so kommt doch her, ich bin ja kein Franzose und kein Popanz."

Ventura setzte sich und liebkoste die Kinder.

In diesem Augenblicke näherte sich ihm Maria von hinten, nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände und bedeckte ihn mit Küssen und Thränen.

„Tante Maria," sagte Ventura während dessen, „wie viel mögt Ihr für mich gebetet haben! Ich wette, Ihr habt mehr als hundert Novenen*) abgehalten und mehr als tausend Gelübde gethan."

„Ja, mein Sohn, ja, und morgen verkaufe ich meine beste Henne, um der heiligen Anna die Messe lesen zu lassen, die ich ihr versprochen."

---

*) Eine neuntägige Andacht zu Ehren der heiligen Jungfrau oder eines Heiligen.

„Aber Tante Anna sagt ja gar Nichts zu mir," bemerkte Ventura; „freut Ihr Euch nicht, mich zu sehen, Señora?"

„Doch, mein Sohn, doch; ich achtete nur auf meine Elvira. Gott allein weiß, wie sehr ich mich über Deine Rückkehr freue," fuhr sie fort, indem sie ihrer Tochter in das bleiche Gesicht sah, „und wie sehr ich ihm dafür danke, wenn's zum Guten ist."

„Nein, o nein!" rief Pedro aus; „gut für Alle, nur nicht für meine Zicklein und Eure Hähnchen, die binnen hier und einem Monat, so lange das Aufgebot dauert, an den Spieß kommen werden."

„Seid nicht so eilig," antwortete Anna lächelnd; „eine Hochzeit, Gevatter, läßt sich nicht so in der Pfanne backen wie ein Hähnchen."

„Jetzt Jeder in seine vier Wände,"*) sagte Pedro nach einer Weile, indem er aufstand. „Kinder, es ist ein Fenster in der Straße, das jetzt nicht mehr allein sein will."

„Diesen Abend, Onkel Pedro," sagte Rita lachend, „ist aller Kummer mit dem Franzosen in

---

*) Im Originale: Cado mochuelo à su olivo, wörtlich: Jede Eule in ihren Olivenbaum.

den Brunnen geworfen, und keiner von beiden wird wieder daraus hervorsteigen."

„Amen, Amen. So hoffe ich," antwortete der gute Alte.

Zweites Capitel.

Als man am folgenden Abend wieder zusammenkam, brachte Ventura ein schwarzes Wachtelhündchen mit, das Tambor hieß. Noch niemals war es vorgekommen, daß ein fremder Hund in diese abendlichen Zusammenkünfte eingeführt worden war. Kaum war daher dieser, mit dem Schwanze wedelnd, gut gewaschen, gut gekämmt und mit dem ganzen ungezwungenen Anstande eines Hundes von feiner Welt eingetreten, als Melampo, der diese Vorzüge verschmähte und die bloßen Pflastertreter sehr geringschätzte, gar arg über ihn herfiel und ihn mit einer seiner großen Pfoten zu Boden drückte, ohne jedoch dabei den ehrgeizigen Gedanken zu hegen, Stellung und Miene des Löwen von Waterloo nachahmen zu wollen.

Vergebens schlug ihn Perico, vergebens ver-

setzte ihm Ventura einige Fußtritte, vergebens warf Pedro seinen Hut nach ihm, vergebens riefen ihm die Frauen zu: Melampo hatte seine klare Besinnung, seine gewohnte Mäßigung und Folgsamkeit verloren. Wer hätte es glauben sollen! Er emancipirte sich. Erst als Angel sich auf ihn warf, ihm seine Aermchen um den Hals schlang und in's Ohr schrie: „Schelm, geh' in Deinen Winkel!“ ließ Melampo seine Beute los und gehorchte, sich gesenkten Kopfes zurückziehend, als schäme er sich, einen Schwächern besiegt zu haben. In seinem Winkel legte er sich nieder, das Gesicht gegen die Wand gekehrt, um nicht Zeuge zu sein, wie ein halb kraushaariger, halb kahler Hund mit Haarlöckchen und zottigem Schwanze, der ihm in hohem Grade anstößig war, Kunststücke machte und Liebkosungen dafür einerntete.

„Willst Du mir nun zu allererst einmal erklären, Ventura,“ sagte Perico, „wie Du gestern hier wie vom Dache geregnet erschienen bist, ohne daß Dir irgend Jemand die Thür geöffnet hat?“

„Nun, das ist einmal schwer zu begreifen!“ antwortete Ventura. „Als ich ankam, ging ich in unser Haus; die alte Curra, der mein Vater freie Wohnung gibt, wofür sie ihm das Hauswesen be-

sorgt, öffnete mir, und um schneller hier zu sein und Euch zu überraschen, sprang ich über die Hofmauer, wie ich als kleiner Junge that."

„Ich sagte gestern Abend wohl," bemerkte Maria, „daß ich die Hofthür knarren und im Hofe gehen hörte."

„Nun," sagte Perico, „erzähle uns, was Dir begegnet ist. Bist Du verwundet worden?"

„Ob er verwundet ist?" antwortete der alte Pedro; „betrachtet nur seine Brust und Ihr werdet die tiefe Narbe von einer Kugel sehen, die er da bekommen hat; daß er nicht auf dem Platze geblieben ist, verdankt er nur dem Knopfe hier, der der Kugel die Kraft genommen hat; seht nur, wie der eingedrückt ist, daß er jetzt aussieht, wie eine Zündpfanne. Seht nur seinen Arm, seht die Wunde . . ."

„Ei was, Vater!" unterbrach ihn Ventura; „sie sind ja jetzt geheilt.

Bei meiner Flucht," fuhr er fort, „wandte ich mich stromabwärts, gelangte nach Sanlucar und schiffte mich nach Cadix ein. Dort trat ich in das Garderegiment, welches der Herzog von Infantado befehligte. Ich schloß Freundschaft mit einem Distinguido*)

*) S. die Anmerkung zu Th. I, S. 75 dieser Werke.

aus gutem Hause und wir liebten uns wie Brüder. Kurz darauf schifften wir uns nach Tarifa ein, in der Absicht, den Franzosen in den Rücken zu fallen, während die Engländer sie von vorn angreifen sollten. Das Ergebniß dieses Planes war die Schlacht von Barrosa, in welcher die Franzosen nach Jerez flohen und wir uns ihres Lagers bemächtigten.

Komm, sagte ich zu meinem Freunde mitten im Kampfe, komm, wir wollen dem Franzosen da den Adler wegreißen, den er so stolz emporhebt und der mir ein Dorn im Auge ist. Komm, sagte er, und ohne uns Gott oder dem Teufel zu empfehlen, stürzten wir auf den Fahnenträger zu, mein Gefährte stieß ihn nieder und eroberte den abscheulichen Vogel.

Aber wie man eine Hand umdreht, fanden wir uns von Franzosen umringt, welche den Geier wieder haben wollten. Da aber antworteten wir: Damit ist's Nichts, Kameraden, der Vogel da ist in den Käfig gerathen und kommt nicht wieder heraus und wenn Pepe Botellas*) oder Napoladron**) in Person kämen, um ihn zu holen.

---

*) Wörtlich: Josephchen Flasche, Spottname, den die Spanier dem Könige Joseph gaben. Anm. d. Uebers.

**) Spottname Napoleon's, dessen letzte beide Silben (ladron) Dieb bedeuten. Anm. d. Uebers.

Wir stellten ihn gegen einen wilden Olivenbaum und uns davor und sagten: Jetzt kommt und holt ihn Euch... und sie kamen, denn Muth haben diese Teufel, wenn's auch für eine schlechte Sache ist. Sie stießen meinen armen Freund nieder, und würden auch mich niedergestoßen haben, das ist klar, denn es waren ihrer Viele. Mir that's nur leid um den Vogel! Aber es war Gottes Wille, daß der nicht den Mambru*) französisch pfeifen sollte, denn die Unsrigen kamen und warfen sie zurück. Aber schlecht zugerichtet hatten sie mich; daß Dich! ich hatte nie gewußt, daß ich so viel Blut im Leibe hätte. Sie brachten mich mit meinem Adler vor den Obersten, der mir sagte, ich hätte mich brav gehalten und ich würde das Ferdinandskreuz bekommen, weil ich den schändlichen Adler gefangen. Ich habe ihn nicht gefangen, Herr Oberst, sagte ich, sondern mein Freund, der Distinguido, der ... Hier verlor ich die Besinnung. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich im Hospitale. Mit dem Kreuze aber wurde es Nichts."

„Das war Deine Schuld," sagte Rita. „Warum

---

*) Der bekannte Marlboroughmarsch.

sagtest Du dem Obersten, daß Du es nicht gewesen wärest?"

Ventura sah Rita an, als verstände er nicht, was sie sagte.

„Du hast gethan, was Du mußtest," sagte Pedro. „Weiter!"

Ueber Elvira's Wangen lief eine Thräne.

„Kaum war ich genesen, als wir nach Huelva eingeschifft wurden, und ich machte die Schlacht bei Albuera gegen die Division des Marschalls Soult mit. Bald darauf wurde ich zum Gefangenen gemacht, konnte aber entwischen und trat in die Armee von Granada, welche der Herzog Del Parque befehligte, mit welchem ich nun die Feinde weiter bis über die Pyrenäen verfolgte. Alsdann ging ich nach Madrid, wo ich gewesen bin, bis man mir endlich meinen Abschied gegeben hat."

„Jesus, Ventura," sagte Maria erstaunt, „Du bist ja weiter in der Welt herumgekommen als die Störche!"

„Ich nicht," antwortete Ventura, „aber ich habe Einen gekannt, der war's. Er war mit dem General La Romana dort im Norden gewesen, wo die Erde mit einer so dichten Schneedecke bedeckt ist, daß zuweilen die Leute darin begraben werden."

„Heilige Jungfrau!“ rief Maria ganz erschrocken aus.

„Es sind aber gute Leute; Messer kennt man dort nicht.“

„Gott segne sie!“ sagte Maria.

„In dem Lande gibt es kein Oel, und sie essen schwarzes Brot.“

„Ein schlechtes Land für mich,“ bemerkte Anna, „denn ich muß immer das beste Brot essen, und sollt' ich auch nichts Anderes haben.“

„Was mögen das für Wassersuppen sein von schwarzem Brot und ohne Oel!“ sagte Maria schaudernd.

„Sie essen keine Wassersuppen,“ erwiederte Ventura.

„Was essen sie denn?“

„Kartoffeln und Milch,“ antwortete Ventura.

„Wohl bekomm's ihnen und diene ihrer Brust.“

„Das Schlimmste ist, Tante Maria, daß es in dem ganzen Lande weder Mönche noch Nonnen gibt.“

„Was sagst Du da, mein Sohn?“ rief Maria aus.

„Was Ihr hört; es gibt wenige Kirchen, und die sehen wie geplünderte Spitäler aus, haben keine

Capellen, keine Altäre, keine Bilder, kein Allerheiligstes."

„Jesus Maria!" riefen Alle, mit Ausnahme Maria's, aus, die vor Schrecken stumm wie eine Bildsäule dasaß. Nach einiger Zeit aber faltete sie mit freudiger Inbrunst die Hände und rief aus:

„Ach meine Sonne! Ach mein weißes Brot, meine Kirche, meine Mutter Gottes, mein Land, mein Glaube, mein heiliger Leib des Herrn! Wie bin ich doch tausendmal glücklich, daß ich darin geboren bin und mit Gottes Barmherzigkeit auch darin sterben werde. Gott sei Dank, daß Du nicht nach dem Lande gegangen bist, mein Sohn! Ein Land von Ketzern! Wie entsetzlich!"

„Steckt das etwa an, wie die Krätze, Mutter?" fragte Rita spöttisch.

„Das sage ich nicht, bewahre mich Gott!" erwiederte die gute Alte, „aber . . ."

„Alles steckt an, nur das Gute nicht," sagte Pedro, „und es ist besser, ein Jeder bleibt in seinem Vaterland. Ich geb' Euch mein Wort darauf, daß Diejenigen, die dahinten gewesen sind, uns nichts Gutes mitbringen."

„Was müssen die armen Soldaten nicht ertragen!" sagte Elvira.

„Daher mag es wohl kommen, daß ich sie immer so gern habe leiden mögen,“ fügte Maria hinzu; „deshalb und weil sie den christlichen Glauben vertheidigen. Daher habe ich auch immer den heiligen Ferdinand, den frommen und tapfern Feldherrn, so andächtig verehrt. In meinem Wohnzimmer habe ich das Bild des Heiligen im Rahmen, und ringsherum an der Wand habe ich kleine Soldaten von Papier geklebt, weil ich glaubte, das würde dem Heiligen angenehm sein, da er sie sein ganzes Leben lang um sich hatte. Als Rita etwa zwölf Jahre alt war, ging ich nach Sevilla, und sie gab mir einen Real, um ihr einen kleinen Kamm zu kaufen. Ich kam an dem Laden eines alten Mannes vorüber, wo ein Bilderbogen mit kleinen Soldaten ausgestellt war. Welch eine Leibwache für meinen Heiligen! dachte ich. Aber das Geld war mir ausgegangen, ich hatte nur noch Rita's Real, und grade so viel kostete der Bogen. Geh', sagte ich zu mir selbst; besser, Rita entbehrt diesen eiteln Tand, als mein Heiliger seine Leibwache, und ich kaufte sie ihm.

Der Rita sagte ich, das Geld hätte nicht ausgereicht, und das war auch keine Lüge. Am folgenden Tage, als ich die kleinen Soldaten hervorlangte, um sie um das Bild des Königs zu kleben,

trat Rita herein. Also zu den lumpigen Papiersoldaten, sagte sie, hattest Du Geld und für meinen Kamm hattest Du keins? Mit diesen Worten nahm sie sie mir aus den Händen und wollte sie aus dem Fenster werfen. Liebes Kind, rief ich ihr zu, mit diesen Soldaten wirfst Du mein Herz auf die Gasse! Und da ich sah, daß sie nicht auf mich hörte, ergriff ich die Ruthe und schlug sie. Das einzige Mal in meinem Leben, daß ich sie geschlagen habe."

„Es wäre besser für Euch gewesen," sagte Pedro, „Ihr hättet ihr mehrmals Etwas auf die Finger gegeben."

„Wer kann's Euch recht machen, Onkel Pedro?" fragte Rita. „Meine Mutter soll Unrecht gethan haben, daß sie ihre Tochter nicht gestraft hat, und ich soll Unrecht thun, daß ich die meinigen nicht verziehe."

„Kind," antwortete Pedro, „jüh! heißt noch nicht, der Esel soll laufen, und oha! heißt noch nicht, er soll stillstehn."

„Da Du doch aber die Soldaten so sehr liebst, Mutter," fuhr Rita fort, „warum hast Du Dir denn solche Mühe gegeben, Deinen Neffen Miguel frei zu machen?"

„Ich liebe die Soldaten eben, weil sie leiden

und viel durchmachen müssen, und deshalb grade wollte ich meinen Neffen frei machen," antwortete Maria.

„Wie habe ich damals gelacht!" fuhr Rita zu Ventura gewendet fort. „Während des Loosens steckte die Mama allen Heiligen Lichter an, und da sie keine Leuchter hatte, klebte sie mit Mörtel leere Schneckenhäuser an die Wand, that einen Docht hinein, goß Oel darauf und fing an zu beten. Währenddessen kam Miguel's Mutter und meldete ihr, daß ihr Sohn Soldat werden müsse. Als meine Mutter das hörte, löschte sie die Lichter aus, als ob sie zu den Heiligen sagen wollte: Jetzt könnt Ihr im Dunkeln bleiben, ich brauche Euch nicht mehr!"

„Was sagst Du da für Dinge, Rita!" erwiederte die alte Maria. „Möge Gott nicht also die Herzen richten! ... Ich ergab mich drein, Kind, ich ergab mich drein, weil Gott seinen Willen kundgethan hatte ... und wenn Gott nicht will, so vermögen die Heiligen Nichts."

Drittes Capitel.

Elvira's Freude war eben so kurz, wie sie lebhaft gewesen war. Was entgeht den Blicken eines Mädchens, das liebt? Ist es nicht eine bekannte Sache, daß es Dinge gibt, die, wie der Wind vom Guadarrama, fast nur ein Hauch sind und doch tödten? Ohne daß Rita oder Ventura sich noch selbst Rechenschaft gegeben hatten von der verführerischen Anziehungskraft, die sie auf einander ausübten, brachte Elvira Gott zum zweiten Male die Schmerzen ihrer verlorenen Liebe zum Opfer, diesmal jedoch ohne eine, wenn auch entfernte Hoffnung. Die geduldige und verständige Elvira betrachtete einen Bruch als das sichere Zeichen irgend einer Katastrophe und nahm nach wie vor, ohne eine Ablehnung zu wagen, die kalten Aeußerungen einer Liebe entgegen, welche blaß und schwach war,

wie sie selbst, und bereits allmälig dahinschwand an der lebhaften Flamme einer neuen Neigung, stark, glänzend und schön, wie der Gegenstand, der sie einflößte. Die Besuche vor dem Fenster wurden jede Nacht kürzer und kälter. Es gab keine Gelegenheit, wo nicht eine Bewegung, ein Blick, ein Wort jene beiden Menschen, die, gleich dem Schmetterlinge, ein instinktmäßiger, durch Nichts gehemmter Trieb in die Nähe der Flamme zog, in directe Berührung mit einander brachte; denn daß eine verheirathete Frau ihre Pflichten vergäße und daß ein Bräutigam den seinigen ungetreu würde, ist im Volk etwas beinahe ganz Unbekanntes; für die Familie aber, deren Geschichte wir hier erzählen, war es so unglaublich, daß es als unmöglich betrachtet wurde. Aber Rita kannte keinen Zügel und für Ventura war das Soldatenleben eine schlechte Schule der Sitten gewesen. Eines Morgens sagte Perico, ehe er in's Feld hinausging, zu Elvira, die auf dem Hofe saß:

„Schwester, hier hast Du Geld, um Dir buntes Zeug zu kaufen; Du hast Dein Gelübde, bis zu Ventura's Rückkunft Trauerkeider zu tragen, erfüllt; jetzt will ich Dein Gesicht, Deine Kleidung, Alles an Dir heiter sehen."

„Behalt' Dein Geld, Bruder," antwortete Elvira, mit großer Mühe ihre Thränen zurückdrängend; „ich fühle mich jeden Tag schlechter; statt Hochzeitskleider anzulegen, thue ich besser, mich gut mit Gott zu stellen und die Farben, die mich im Sarge bedecken werden, nicht mit andern zu vertauschen."

„Sag' so Etwas nicht, Schwester," rief Perico aus; „es schneidet mir in's Herz; es ist jetzt Deine Gewohnheit, trübe Gedanken zu hegen. Wenn Du mit Ventura glücklich sein wirst, wie Rita und ich, wenn Du zwei kleine Kinder hast, wie die unsrigen, die Dir Freude machen, dann wirst Du Deine Befürchtungen verscheuchen. Kommt," fügte er hinzu, die beiden Kinder bei der Hand ergreifend, „kommt und unterhaltet Eure Tante."

Elvira sah ihrem Bruder nach, und ein Weh, das um so quälender und tiefer war, je mehr sie es unterdrückte, zerriß ihr Herz; denn eine Klage erschien ihr wie ein unverständiger Ruf um Hilfe gegen ein unheilbares Uebel.

„Tante," sagte Angel, „Melampo kann gar nicht zu Hause bleiben, wenn Vater ausgeht."

„Er thut, was er muß; es ist ja ein guter Hund," antwortete Elvira.

„Warum heißt er denn Melampo?“ fuhr der Knabe fort, mit jener Fragelust der Kinder, welche die Erwachsenen achten und nicht lächerlich machen sollten.

„Er heißt so,“ antwortete Elvira, „nach einem der Hunde, die mit den Hirten nach Bethlehem kamen, um das neugeborne Kind zu sehen; es waren ihrer drei, Melampo, Culidon und Lebina, und die Hunde, welche diese Namen führen, werden nie toll.“

„Tante,“ rief Angela aus, hinter einem kleinen Vogel herlaufend, „ich habe diese Schwalbe nicht fangen können.“

„Das ist keine Schwalbe,“ sagte ihre Tante, „die kommen erst im Frühling, und die mußt Du nie fangen oder ihnen Etwas thun.“

„Warum denn nicht, Tante.“

„Weil sie Freundinnen des Menschen sind, Zutrauen zu ihm haben und ihr Nest unter seinem Dache bauen. Sie waren es auch, die dem Erlöser die Dornen aus der Dornenkrone zogen, als er am Kreuze hing.“

In diesem Augenblicke fiel Angel hin und fing an zu weinen. Rita stürzte aus ihrer Wohnung und nahm ihn auf den Arm.

„Was hast Du denn gemacht, mein liebes Herzenskind?“

Und indem sie ihm mit ihrer Schürze das beschmutzte Gesicht abwischte, fuhr sie fort:

„Hast Du Dir denn Dein liebes Gesichtchen ganz voll Schmutz gemacht? Gesegnet seien Deine Augen, Dein Mündchen, Deine Händchen!“

Und indem sie ihn mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit liebkoste, nahm sie ihn und seine Schwester mit in ihrer Mutter Haus, kam bald darauf wieder hinaus und ging in den Hinterhof, um zu waschen.

Es ist schon erwähnt worden, daß der Vorderhof an den Pedro's grenzte und von demselben durch eine nicht sehr hohe Mauer getrennt war.

Rita fing, nach der Sitte des Landes, an zu singen.

Im andalusischen Volke hat ein Jeder einen solchen Schatz von Reimsprüchen des allerverschiedensten Inhalts im Kopfe, daß es schwer sein würde, für irgend Etwas, das man ausdrücken wollte, nicht ein entsprechendes Couplet zu finden.

Eine schöne, harmonische und klare Stimme antwortete ihr vom Nachbarhofe her, und es entspann sich so ein Wechselgesang, den die Stimme des Mannes mit folgender Strophe beendete, welche

andeutete, wie sehr die vorhergehenden seinen Wünschen Muth gemacht hatten:

Ich will mein Ziel erjagen,
Eh' denn die Zeit verrinnt,
Nicht in die Lüfte klagen,
Nicht seufzen in den Wind.

Unterdessen saß Elvira neben ihrer Mutter und nähte, und ihr sanftes und heiteres Gesicht verrieth Nichts von dem Schmerz und der Angst ihres Herzens. Dennoch aber beobachtete sie Anna mit den scharfsichtigen Augen einer Mutter und sagte zu sich selbst: „Sollten die Hoffnungen, die ich auf Ventura's Rückkehr gesetzt habe, fehlgeschlagen sein? Sollte sie Gott für sich haben wollen?"

In diesem Augenblicke stürzten die Kinder athemlos herein.

„Maë Maria, Tante Elvira!" riefen sie. „Onkel Pedro hat uns gesagt, daß die Eselin diese Nacht geworfen hat und mit dem kleinen Füllen im Stalle ist. Hier wußten wir es nicht. Komm mit, wir wollen es sehen, wir wollen es sehen!"

Und indem das eine Kind die Großmutter, das andere die Tante mit sich fortzog, gingen sie auf den Hinterhof und öffneten plötzlich sperrweit die Thür.

Welch ein zweischneidiger Dolch für Anna, die rechtschaffene Frau, die liebende Mutter! Ventura und Rita saßen kosend an diesem entlegenen und verborgenen Orte.

Schnell wie der Blitz sprang Ventura auf das Rad eines Karrens, der an der Mauer stand, und war verschwunden.

Rita, wüthend, ging wieder an ihre Wäsche und sang dazu mit beispielloser Frechheit:

„Warum das erste Menschenpaar
Im Paradies so glücklich war?
Gewiß, weil beide Ehegatten
Noch keine Schwiegereltern hatten.“

Die Kinder waren, ohne sich aufzuhalten, nach dem Stalle gelaufen. Anna brachte ihre fast leblose Tochter in's Haus, und dort, an der Brust ihrer Mutter, der jetzt die Ursache ihres Kummers nicht mehr verborgen war, brach Elvira in Schluchzen aus.

„Und Du wußtest das,“ sagte ihre Mutter, „Du verschwiegene Märtyrerin der Klugheit. Weine nur, ja, weine; denn die Thränen sind wie das Blut, das aus der Wunde strömt und sie weniger gefährlich macht. Ich wußte, was sie war, und hab' es ihm zuvor gesagt. Ich wußte, daß auf einer Verbindung mit dem eigenen Blute der Fluch

lastet und hab' ihn davor gewarnt. Er wollte mich nicht hören. Es wäre besser gewesen, ich hätte ihn in den Krieg ziehen lassen. Aber das Herz irrt, wie der Verstand."

Während dessen fing die schamvergessene Frau wieder an zu singen:

„Ein ganzer Wagen zieht von hinnen
Mit Schwiegern und mit Schwägerinnen.
Ei! diese Ladung ist gar schön,
Sie wird wohl in die Hölle gehn."

Viertes Capitel.

Nach einer angstvoll durchwachten Nacht stand Anna anscheinend etwas ruhiger auf. Sie hegte noch einige Hoffnung, denn sie hatte beschlossen, mit Rita zu reden, ihr den Abgrund zu zeigen, auf welchen sie blindlings zueilte, und sie zur Rückkehr zu bestimmen.

Anna besaß eine Würde, die einem Jeden imponiren mußte, in welchem die edle Eigenschaft der Ehrerbietigkeit noch nicht vom Hochmuthe, dem schlimmsten Feinde, den der Mensch von jeher gehabt hat, erstickt war. Denn der Hochmuth ist kühner als irgend Etwas; höher als irgend Etwas trägt er die Stirn vor der Tugend; fester und gebieterischer als irgend Etwas tritt er auf; mehr als irgend Etwas verbirgt er seine Unsittlichkeit unter gefälligen Formen, und mehr als irgend Etwas ver-

wirrt er die Begriffe und verdammt die Ehrerbietung, jenes heilige Gefühl, welches mit Gottes erstem Segen in die Welt eingezogen ist, als Knechtssinn. Bisweilen will der Hochmuth sich zur Würde erheben; aber es gelingt ihm nie. Denn die Würde, im Gegensatze zum Stolz, erhebt sich nie auf Anderer Kosten, sondern läßt und erhält jedes Ding auf seinem Platze, und steht noch edler da, wenn sie ehrt, als wenn sie geehrt wird. Nicht Amt, Wissen oder Reichthum verleihen Würde, am allerwenigsten aber der Dünkel. Sie ist der treue Wiederschein einer erhabenen Seele, die ihre Kraft fühlt. Sie ist natürlich wie das Roth der Gesundheit, nicht falsch wie die Röthe der Schminke.

Es gibt aber Wesen, die sich über Alles setzen, sich mit bewundernswürdiger Sicherheit auf eine falsche, in die Luft gebaute Grundlage stellen, und dabei eine Dreistigkeit und Anmaßung zeigen, die Denjenigen abgeht, welche sich auf den festen Felsen der unwandelbaren Gerechtigkeit und ewigen Wahrheit stützen. Zu diesen Wesen, die festen Schrittes und mit heiterer Stirn einen krummen Pfad wandeln, gehörte Rita.

Der gesunde Sinn der Landleute, die Alles, was wir so eben gesagt haben, tief empfinden, be-

griff den Charakter beider Frauen, und sie schilderten ihn in schneidender Kürze am besten, indem sie von Anna sagten: Tante Anna lehrt Gottes Wort, ohne zu sprechen, und von Rita: Die fürchtet weder Gott noch den Teufel.

Rita saß und nähete als Anna eintrat. Diese schob bedächtig den Riegel vor die Thür und setzte sich ihrer Schwiegertochter gegenüber.

„Du weißt wohl, Rita," sagte sie gelassen, „daß ich mit Deiner Heirath nie zufrieden gewesen bin."

„Und kommt Ihr, damit ich Euch dafür danken soll?" antwortete Rita frech.

Ohne auf diese Worte zu achten fuhr Anna fort:

„Ich hatte Dich schon durchschaut."

„Dazu braucht's keiner Sehergabe," antwortete Rita, „ich stehe sperrweit offen und halte nicht hinterm Berge,*) ich sage was ich meine und wie ich's meine."

„Das Schlimme ist nicht, daß Du sagst was Du denkst, das Schlimme ist, daß Du denkst was Du sagst."

---

*) Im Originale: Soy toro claro, ich bin ein Stier, der grade auf seinen Gegner losgeht, nicht heimtückisch ist.
Anm. d. Uebers.

„Ei freilich, es wäre vielleicht besser für mich, ich spielte den todten Fuchs und das stille Wasser, wie Andere, die wie Schneeflocken aussehen und Salzkörner sind."

Dies war ein Hieb auf Elvira, den Anna wohl verstand. Sie achtete indessen nicht darauf, sondern fuhr fort:

„Ich habe mich jedoch getäuscht; ich hatte Dich nicht ganz durchschaut."

„Haha," sagte Rita; „heute gibt's Sturm!"

„Ich habe nie geglaubt," fuhr Anna fort, „daß es bis dahin kommen würde."

„Jetzt geht's los, es regnet Spieße," sagte Rita spöttisch und fuhr gleichgiltig fort zu nähen.

„Wenn," fuhr Anna fort, „Du Dich nicht scheust, meinen Sohn zu hintergehen . . ."

„Hollah! ist's das?" sagte Rita kalt.

„Und mir meine arme Tochter zu tödten . . ."

„Endlich ist's heraus!" erwiederte Rita; „da steckt der Knoten. Weil Ventura keine langweilige Person heirathen will, die, um auszugehen, erst den Todtengräber um Erlaubniß fragen muß, darum soll ich's ausbaden. Und das nur, weil er heitern Sinnes

ist und sich lieber mit mir, die ich es auch bin, amüsiren, als mit ihr sich langweilen will! Kann ich dafür?"

Anna ließ Rita ausreden, und nur eine tödtliche Blässe zeugte von ihrer Gemüthsbewegung.

„Rita," sagte sie, nachdem diese ausgeredet hatte, „eine Frau begeht nicht ungestraft eine Untreue."

„Was sagt Ihr?" rief Rita aufspringend und ihr Nähezeug hinwerfend mit brennenden Wangen und glühenden Augen, „was sagt Ihr, Señora? Ich eine Untreue? Ich? Ihr habt mich immer gehaßt, ganz wie eine Schwiegermutter und eine schlechte Schwiegermutter; aber ich habe nicht gewußt, daß Jemand, der die Frömmigkeit mit Löffeln ißt, ein solches Zeugniß ablegen könnte."

„Ich sage nicht, daß Du schon eine Untreue begangen hast," erwiederte Anna in demselben ernsten und ruhigen Tone, den sie von Anfang an in ihrer Sprache beobachtet hatte, „sondern daß Du auf dem Wege dazu bist, und daß Du es thun wirst, wenn Gott nicht hilft und Dir die Augen öffnet."

„Jetzt, wie von jeher und immer eine Prophetin! Jonas in Person!" Und zwischen den Zähnen

murmelnd fügte sie hinzu: „Daß Dich doch auch so der Walfisch verschlänge!“

„Ja, Rita, ja,“ sagte Anna, „und ich komme…“

„Um mir zu drohen?“ fragte Rita frech.

„Nein, Rita, nein, mein Kind,“ erwiederte die edle Frau mit bewegter und zitternder Stimme, „ich komme, Dich im Namen Gottes zu bitten, aus Liebe zu meinem Sohn, aus Achtung für die Deinigen, um Deines eignen Schicksals willen, Dich vorzusehen, was Du thust, und in Dich zu gehen, weil's noch Zeit ist.“

„Hat Euch Perico das aufgetragen?“

„Nein, der Sohn meines Herzens ahnet Nichts davon; Gott bewahre uns davor, den schlafenden Löwen aufzuwecken.“

„Nun denn, weshalb bekümmert Ihr Euch um Dinge, die Euch Nichts angehen? Seht doch! Was der Gehängte nicht fühlt, das fühlt der Theatiner! Perico ist nicht eifersüchtig, Señora, und ist es nie gewesen; er macht nicht gleich aus einer Laus einen Elephanten. Er ist auch kein heuchlerischer Klosterläufer, der gleich zum Himmel schreit, weil die Leute vergnügt sind, oder Aufhebens macht, weil man seiner Frau ein paar Eimer Wasser holt, wenn sie

wäscht. Denkt Ihr etwa, ich werde deshalb nicht selig werden?"

„Rita, Rita, spiele nicht mit den Männern!"

„Und spielt Ihr nicht mit den Frauen; sieht's doch wahrlich aus, als wäre ich ein Aergerniß für das ganze Dorf!"

„Bedenke, Rita," fuhr Anna in immer strengerm Tone fort, „daß die Beleidigung bei den Männern Blut nach sich zu ziehen pflegt."

„Ihr solltet Euch in Rosenwasser baden," antwortete Rita, „wenn ein wenig Blut flösse, damit doch die Prophezeiungen in Erfüllung gingen, „daß eignes Blut kein Heil bringt," und andere ähnlichen Schlages, womit Ihr Euern Sohn vom Heirathen abhalten wolltet, was Euch aber nicht gelang, wie es Euch auch jetzt nicht gelingen wird, wenn Ihr, wie ich sehe, Uneinigkeit zwischen uns zu bringen sucht. Ich weiß, was ich thue. Perico ist ein friedfertiger Bursche und weiß, was er an mir hat. Laßt uns in Frieden, denn das werden wir bleiben, wenn Ihr Euerm Sohne den Kopf nicht warm macht. Sorgt für den Brautanzug Eurer Tochter, des Lieblingskindes, die sich so nach Euerm Geschmacke verheirathet."

Beim Anhören dieser Kette von Beleidigungen

und Kränkungen fing die kluge Gelassenheit der ehrwürdigen Matrone einen Augenblick an zu wanken; der heilige Engel der Geduld, den Gott den Müttern, von dem ersten Augenblick an, wo sie es werden, zusendet, um ihnen ihr Kreuz tragen zu helfen, siegte, und mit einem Blicke schmerzlichen Lächelns auf Rita, in welchem eben so viel, wenn nicht noch mehr Mitleid als Verachtung lag, entfernte sich Anna.

Eine qualvolle Muthlosigkeit bemächtigte sich der würdigen Frau, nachdem sie gesehen, wie vergeblich der Schritt gewesen war, den sie gethan hatte, und sie beschloß, Pedro die Sache mitzutheilen, damit dieser seinen Sohn entferne. Bald darauf starb zufällig der Aufseher des Gutes, auf welchem Ventura früher gewesen war und dieser wurde zu seinem Nachfolger ausersehen. Seine hierdurch veranlaßte Entfernung, obwohl durch häufige Besuche im Dorfe unterbrochen, ließ die bekümmerte Anna einigermaßen aufathmen, und sie dachte bei sich: Ein Tag Leben, heißt schon leben!

Fünftes Capitel.

Inzwischen war das fröhliche Weihnachtsfest erschienen und man hatte den Kindern ein hübsches Weihnachtsbild *) aufgestellt, das mit seinen duftigen Zweigen von Mastix, Thymian, Lavendel und andern Pflanzen die ganze Vorderseite des Wohnzimmers ihrer Eltern einnahm. Perico hatte ihnen diese Pflanzen vom Felde mitgebracht, mit derselben Freude, mit welcher ein Verliebter seiner Braut Blumen bringt.

Am ersten Festtage hörte Perico zeitig die Messe und ging dann hinaus, um nach seinem Weizen zu sehen, weil er erfahren hatte, daß Ziegen durch die Feldmark gingen.

---

*) Un nacimiento, d. i. ein Bild von der Geburt Christi, von Gips oder Holz, mit grünen Zweigen umgeben.

Anm. d. Uebers.

Gegen zehn Uhr kam er zurück und fand die Kinder allein.

„Gott sei Dank, Vater, daß Du kommst,“ riefen sie aus, ihm froh entgegenspringend; „sie haben uns allein gelassen.“

„Nun, wo sind denn Maë Maria und Tante Elvira?“

„Nach dem Hochamte gegangen.“

„Und bei wem seid Ihr geblieben?“

„Bei Mutter.“

„Und wo ist die?“

„Ja, was wissen wir's! Wir waren bei Mama im Zimmer und tanzten und sangen vor dem Weihnachtsbilde. Da trat Ventura herein und Mutter sagte, wir möchten mit unserer Musik wo anders hingehen, sie hätte Kopfschmerzen, und als wir hinausgingen — das hab' ich gehört, Vater — da sagte Ventura, es wäre recht, daß sie uns hinausschickte, denn die Engelchen Gottes wären Zeugen des Teufels. Ist das wahr, Vater? Sind wir Zeugen des Teufels?“

Wer hat nicht einmal in seinem Leben in großen und kleinen Angelegenheiten erfahren, wie oft ein einziges Wort ein Schlüssel ist, der öffnet oder erklärt, eine Fackel, die das Gegenwärtige und das

Vergangene beleuchtet, und eine Menge von Umständen und Vorfällen, die unbemerkt vorübergegangen sind, aber, mit einander verbunden, ein Urtheil bilden, eine Ueberzeugung befestigen und eine Gewißheit begründen können, wieder aus der Vergessenheit ziehen und in das gehörige Licht stellen? Eine solche Wirkung übten auf Perico die Worte, welche die rächende Vorsehung eigens der Unschuld in den Mund gelegt zu haben schien. Spät, aber schrecklich trat die Wahrheit vor seine Augen, welche das Vertrauen bisher geschlossen gehalten hatte, und das Mißtrauen zog in sein Herz, welches so gesund und durch seine eigne Rechtschaffenheit so gepanzert gewesen war, daß nie ein Argwohn Eingang in dasselbe hatte finden können.

„Vater! Vater!“ sagten die Kinder, als sie ihn zittern und bleich werden sahen.

Perico hörte sie nicht.

„Maë Anna!“ riefen sie, als sie diese eintreten sahen; „komm schnell, Vater ist unwohl.“

Als Perico seine Mutter eintreten hörte, richtete er seine wirren Blicke auf diese, und es schien ihm, als lese er auf ihrer ernsten Stirn das schreckliche Urtheil, welches sie über eine Zukunft, vor der ihre vorsorgende Liebe ihn hatte bewahren wollen, gefällt

hatte: Eine schlechte Tochter wird auch eine schlechte Frau.“ Vernichtet stürzte er aus dem Hause, einen Vorwand für seine Flucht, den Niemand verstand, zwischen den Zähnen murmelnd.

Anna trat an's Fenster und beruhigte sich, als sie ihn den Weg nach dem Felde einschlagen sah.

„Sollte man ihm gemeldet haben, daß fremdes Vieh auf seinen Acker gekommen ist?“

„Das kann wohl sein, Mutter; er fürchtete das schon gestern,“ antwortete Elvira.

Aber die Stunde des Mittagsessens erschien und Perico kam noch nicht zurück.

Am Weihnachtstage war das auffallend, bei Landleuten aber, die sich nicht an Stunden binden, lag nichts Beunruhigendes darin.

Abends zu ihrer bestimmten Stunde kamen Pedro und Maria; beide kamen allein.

„Ist Ventura heute nicht in's Dorf gekommen?“ fragte Anna.

„Ja,“ antwortete Pedro; „aber es gibt heute Tanz, und die Freunde werden ihn mit dahin genommen haben; er war immer ein so leidenschaftlicher Tänzer, daß er um einen Fandango das Essen stehen ließ.“

„Und Rita," sagte Elvira, „war nicht bei Euch, Tante Maria?"

„Ja, meine Tochter, sie ist da gewesen, aber sie wollte mit der Nachbarin zum Tanze gehen. Ich sagte ihr, sie thäte besser, nicht hinzugehen; da sie aber nie auf mich hört . . ."

„Und Ihr sagtet ihr sehr wahr, Maria," fügte Pedro hinzu: „Eine rechtschaffene Frau muß fromm und häuslich sein."

Die Gesellschaft saß verstimmt und schweigsam da, als Perico plötzlich eintrat.

Das trübe Licht der Oellampe, das noch von dem Lichtschirme gedämpft wurde, ließ nicht erkennen, daß seine Gesichtszüge ganz verstört waren. Dunkle Ringe, wie von tagelanger Krankheit erzeugt, umgaben seine glühenden Augen; seine trockenen, rothen Lippen glichen denen eines Fieberkranken.

Er warf einen schnellen Blick umher und fragte hastig: „Wo ist Rita?"

Alle schwiegen; endlich sagte Maria schüchtern:

„Sie ist mit der Nachbarin auf ein Weilchen nach dem Tanze gegangen, mein Sohn ... sie hatte Lust dahin ... da es Weihnacht war ... Sie muß bald wiederkommen."

Ohne ein Wort zu erwiedern, verließ Perico ungestüm das Zimmer.

Seine Mutter stand rasch auf und folgte ihm; aber sie konnte ihn nicht mehr einholen.

„Ich sage Euch, Maria," sprach Pedro, „Perico thäte wohl, ihr einmal tüchtig Etwas zu versetzen, ich würde nicht ein Wort dazu sagen."

„Sagt so Etwas nicht, Pedro," entgegnete Maria; „Perico ist unfähig, Hand an eine Frau zu legen. Das arme, liebe Kind! Was ist's denn eben Böses, daß sie ein paar Sprünge thut. Die alten Leute, Pedro, sollten nicht vergessen, daß sie einmal jung gewesen sind."

In diesem Augenblicke trat Anna höchst bestürzt herein.

„Pedro," sagte sie, „geht nach dem Tanze."

„Ich?" antwortete Pedro; „Ihr seid wohl nicht gescheid? Keine zehn Pferde brächten mich dahin. Wenn der Perico seiner Frau Liebsten den Rücken bläut, so wird ihr das sehr dienlich sein. Mit meinem Taschentuche werd' ich ihr die Thränen nicht abtrocknen."

„Geht nach dem Tanze, Pedro," bat Anna noch einmal, diesmal aber in so angstvollem Tone, daß Pedro den Kopf umwandte und sie anblickte.

Anna ergriff ihn beim Arme, zog ihn von seinem Sitz empor, nahm ihn auf die Seite und flüsterte ihm einige schnelle Worte zu.

Der Alte stieß einen unterdrückten Schrei aus, stützte die Stirn auf seine gefalteten Hände, ergriff rasch den Hut und stürzte aus dem Zimmer.

Sechstes Capitel.

Ventura und Rita tanzten auf dem Feste, aufgeregt durch Alles, was geeignet ist, jugendliche und unverständige Köpfe zu verrücken, die Augen der Vernunft zu verblenden, die Klugheit zum Schweigen zu bringen und das natürliche Anstandsgefühl zu verjagen, d. h. durch Wein, rein sinnliche Liebe, einen freien und frech ausgeführten Tanz, und durch die berauschende Kraft alberner Beifallsbezeigungen.

In der That waren Ventura und Rita ein schönes Paar. Rita, den jugendlich anmuthigen Kopf mit Blumen geschmückt, wiegte und bog diesen und ihren ganzen Körper mit jener dem Lande eigenthümlichen und unnachahmlichen Grazie, die nach Gefallen züchtig und ausgelassen sein kann; ihre schwarzen Augen glänzten wie polirter Gagat, und

zwischen ihren Fingern klapperten die Castagnetten wie lockende Liebesrufe. Ventura war der einzige ihrer würdige Tänzer, und nie sah man den Fandango mit mehr Anmuth und Leichtigkeit tanzen.

Bei den letzten Touren, in dem Augenblicke, wo das Händeklatschen und die Beifallsrufe sich verdoppelten, kam Perico an und stand auf der Thürschwelle still.

Da Alles mit dem Tanze beschäftigt war, bemerkte Niemand seine Ankunft, und Ventura, der Rita eingeladen hatte, ihm nach einem Zimmer zu folgen, wo getrunken wurde, ging mit ihr dicht neben ihm vorbei, ohne seine Anwesenheit zu gewahren, weil er außerhalb des Lichtes stand, welches aus dem Zimmer kam, und so hörte Perico zwischen Ventura und Rita leise Worte wechseln, welche den ganzen Umfang seines Unglücks, die ganze Ehrlosigkeit der Frau, die er so sehr liebte, der Mutter seiner Kinder, den ganzen Verrath eines Freundes, eines Bruders bestätigten.

Der Schlag war so furchtbar, daß der Unglückliche einen Augenblick wie bedonnert dastand; nachdem er wieder zur Besinnung gekommen war, folgte er den Beiden.

Rita stand vor einem kleinen Spiegel und ordnete die Blumen, welche ihren Kopf schmückten.

„Sie sind welk!“ sagte Ventura. „Warum steckst Du auch Rosen an? Weißt Du nicht, daß sie auf dem Kopfe einer schönen Frau immer aus Neid verwelken?“

„Höre, Ventura,“ sagte einer seiner Freunde, „es scheint, als ob Dir von allen Früchten die verbotene am besten schmeckt.“

„Mir,“ antwortete Ventura, „schmecken alle schönen Früchte, verboten oder nicht.“

„Das ist eine Nichtswürdigkeit,“ sagte ein Freund Perico's.

Einer der Anwesenden nahm den Sprecher beim Arme, führte ihn auf die Seite und sagte:

„Schweig doch, Mensch, siehst Du nicht, daß er angetrunken ist? Wer hat Dich denn hier zum Aufseher bestellt?*) Was hast Du zu sagen, wenn Perico, den's doch angeht, es sich gefallen läßt?“

„Wer untersteht sich zu sagen, daß Perico Alvareda sich eine Niederträchtigkeit gefallen läßt?“

---

*) Im Originale: Quien te dá vela para este entierro? wörtlich: wer gibt Dir die Wache bei diesem Begräbniß?

sagte dieser, mitten in's Zimmer tretend, bleich, als ob er aus dem Sarge erstände.

Bei der Stimme ihres Mannes schlich sich Rita wie eine Schlange zwischen die Trinker und verschwand.

„Er kommt grade recht, um seine Frau zu bewachen," sprachen lachend einige junge Laffen, die eine Art von Gefolge des tapfern Soldaten und ausgezeichneten Tänzers bildeten.

„Meine Herren," sagte Perico, die Arme unterschlagend mit einer Geberde unterdrückten Zornes, „ist in meinem Gesicht etwa ein Affentanz zu sehen?"

„Das, oder sonst etwas Lächerliches," antwortete Ventura.

Alle lachten.

„Es ist Dein Glück, daß ich keine Waffen habe," antwortete Perico mit vor Wuth erstickter Stimme.

„Halt doch Deinen Mund!" rief Ventura laut auflachend; „das sanfte Lamm will den Eisenfresser spielen? Laß doch diese Großsprecherei, Du heiliger Mann; such' keine Händel, sondern geh' und putze Deinen Kindern die Nase."

Bei diesen Worten fiel Perico über Ventura her; dieser wankte unter dem plötzlichen Stoße, faßte aber bald wieder festen Fuß, packte mit der ihm

eigenen Kraft und Gewandtheit Perico um den Leib, warf ihn zu Boden und stemmte ihm das Knie auf die Brust.

Zum Glück führte Perico kein Messer und Ventura zog das seinige nicht; statt dessen aber drückte er Perico mit beiden Händen die Kehle zu und wiederholte wüthend:

„Du? Du? den ich mit drei Fingern in Stücken breche, Du willst Hand an mich legen? Du Heuschreckentödter, Memme, Henne, Muttersöhnchen, Du mich?“

In diesem Augenblicke trat Pedro verstört ein.

„Ventura!“ schrie er, „Ventura! Was thust Du? Was thust Du, Bösewicht!“

Beim Anblicke seines Vaters ließ Ventura Perico los und stand auf.

„Du bist betrunken,“ fuhr Pedro fort, außer sich vor Zorn und Schmerz. „Du bist betrunken und nicht bei Sinnen; nach Hause,“ fuhr er fort, ihn bei der Schulter fortstoßend, „voran, nach Hause!“

Ventura gehorchte, ohne zu antworten, denn mit Pedro's Worten war nicht nur die Stimme des Vaters zu seinem Ohre gelangt, sondern auch die Stimme der Vernunft, des Gewissens, des Herzens; damit erwachten wieder seine edeln Regungen und

er schämte sich eben so sehr des ganzen Vorfalls, wie dessen, was zu demselben Anlaß gegeben hatte. Er senkte daher den Kopf vor Allem, was ihm ehrwürdig war und ging; sein Vater folgte ihm.

Inzwischen hatte man Perico aufgerichtet, der allmälig von dem Schwindel, den der Druck von Ventura's Händen ihm verursacht hatte, wieder zu sich kam. Er fuhr mit der Hand über die Stirn, sah die Umstehenden an mit dem Blick eines verwundeten und gefesselten Löwen und ging, indem er mit hohler Stimme sagte:

„Er hat uns Beide in's Verderben gestürzt.“

Da es der Vater selbst war, welcher Ventura wegführte, so ließen ihn die Männer ohne Widerstand gehen.

„Das bleibt so nicht,“ sagte der Eine, kopfschüttelnd.

„Das ist klar,“ sagte ein Anderer; „dem Betruge folgt Strafe; wer ist der Heilige, der das duldete?“

„Müßte man nicht das Frauenzimmer für den Rest ihrer Tage unter Clausur stellen?“ meinte der Dritte.

Unterdessen war Perico, in abgebrochenen Sätzen vor sich hin redend, nach Hause gekommen.

„Henne! Memme! Etwas Lächerliches in meinem Gesichte! Und er sagt mir das, er! Sanftes Lamm! Und noch Keiner hat meine Ehre angetastet, bis Du sie angespien und mit Füßen getreten hast! O! das wollen wir sehen!“

Er trat in sein Zimmer und ergriff sein Gewehr.

„Vater,“ rief Angela's kleine Stimme aus dem Nebenzimmer, „Vater, wir sind allein!“

„Ihr werdet bald noch mehr allein sein!“ murmelte Perico, ohne zu antworten.

Die kleinen Kinderstimmen fuhren fort zu rufen: „Vater! Vater!“

„Ihr habt keinen Vater mehr!“ rief Perico und ging in den Hof.

Er lehnte das Gewehr an den Stamm des Orangenbaumes, um Schießbedarf hervorzuziehen und zu laden; aber wie wenn der alte Beschützer der Familie die tödtliche Waffe von sich stieße, glitt dieselbe ab und fiel zu Boden. Die Blätter des Baumes, wie von einer finstern Ahnung bewegt, fingen an zu rauschen.

Eben wollte Perico hinausgehen, als seine

Mutter ihm entgegentrat, die, von ihrer Unruhe wach erhalten, ihren Sohn hatte eintreten hören.

„Wohin gehst Du, Perico?“ fragte sie ihn.

„Auf den Acker; ich habe Dir ja gesagt, daß Ziegen durch die Feldmark gehen.“

„Bist Du beim Tanze gewesen?“

„Ja.“

„Und Rita?“

„War nicht da. Maë Maria faselt.“

Anna athmete auf, obwohl andererseits der ungewöhnlich mürrische Ton ihres Sohnes, sowie die Rauhheit seiner Antworten die schon beunruhigte Mutter überraschten.

„Geh jetzt nicht auf's Feld, mein Sohn,“ sagte sie bittend.

„Ich soll nicht auf's Feld gehen? Und weshalb nicht?“

„Ich weiß es nicht, aber mein Herz sagt mir, daß Du nicht ausgehen darfst, und Du weißt, mein Herz trügt nicht.“

„Ja, das weiß ich,“ antwortete Perico so scharf und bitter, daß seine Mutter anfing zu fürchten, er möchte, obgleich er Rita nicht beim Tanze gefunden, Verdacht geschöpft haben.

„Nun, da Du es weißt, so geh nicht,“ sagte sie.

Señora," antwortete Perico, „die Frauen erbittern die Männer zuweilen dadurch, daß sie sie beherrschen wollen; ich bin, wie man sagt, ein Muttersöhnchen; ich will nun allein fliegen."

Damit ging er nach der Thür.

„Ist das mein Sohn?" sprach die arme Mutter leise für sich. „Er hat Etwas, er hat Etwas!"

Als Perico die Thür öffnete, stellte sich sein treuer Begleiter, der gute Melampo, neben ihn.

„Zurück," sagte Perico und gab ihm einen Fußtritt.

Das arme Thier, wenig an schlechte Behandlung gewöhnt, wich erstaunt zurück; aber mit jenem gänzlichen Mangel an Groll, der den Hund zu einem Muster der Selbstverleugnung und der Treue in seiner Anhänglichkeit macht, sprang er gleich darauf wieder nach der Thür, um seinem Herrn zu folgen; sie war aber schon geschlossen. Da fing er kläglich an zu heulen und bewies dadurch, wie richtig der Instinkt dieser Thiere ist, wenn sie durch ihr Geheul ein nahendes Unglück ankündigen.

Siebentes Capitel.

Am folgenden Tage stand Ventura, dem der Schlaf vollends den Kopf von den Weindünsten gereinigt hatte, die seine Vernunft umnebelten, mit eben so tiefer Beschämung wie aufrichtiger Reue auf. So hörte er denn auch, ohne sich dagegen zu vertheidigen, die gerechten und schweren Vorwürfe seines Vaters über seine damalige und frühere Handlungsweise an.

„Du hast in Allem Recht, Vater,“ sagte er; „ich sage Dir weiter Nichts, als daß ich nicht wußte, was ich that. Es drückt mich schwer genug. Der Wein, der vermaledeite Wein! Ich will Perico in Gegenwart des ganzen Dorfes Genugthuung geben; dadurch ehre ich mich selbst mehr als den Beleidigten.“

„Also Du willst ihm Genugthuung geben?“ sagte Pedro.

„Hundertmal, Vater.“

„Du willst Elvira heirathen?“

„Mit tausend Freuden.“

„Du willst sie glücklich machen?“

„Bei diesem Kreuze,“ antwortete Ventura, mit den Fingern das Zeichen machend.

„Ihr werdet nach Alcalá gehen.“

„Und wenn's nach Peñon wäre, Vater.“

Pedro sah einen Augenblick seinen Sohn tief gerührt an und sagte:

„Nun, wenn das ist, so segne Dich Gott, mein Sohn.“

Beide gingen nach Anna's Hause, um Perico zu suchen. Dieser aber war, wie Anna ihnen sagte, ausgegangen.

Als Anna die beiden Männer sah, und mehr noch als sie die Befriedigung und Heiterkeit in Pedro's Mienen bemerkte, beruhigten sich ihre unbestimmten und quälenden Befürchtungen, und ganz besonders wuchsen ihre Hoffnungen, als sie sah, wie Ventura sich Elviren näherte und mit liebevoller Besorgniß zu ihr sprach, während Pedro mit geheimnißvoller Miene und einem Seitenblick auf seinen Sohn hinzufügte:

„Der Junge kann die Zeit nicht erwarten, sich

zu verheirathen; betreibt mir die Vorbereitungen zur Hochzeit nicht gar so langsam, Gevatterin, die jungen Leute sind nicht so schwerfällig wie wir."

Bald darauf gingen sie fort, Ventura nach dem Gute, wo er Aufseher war; Pedro, der nach seinem Felde wollte, ging mit ihm, weil er denselben Weg hatte.

Der Weizen auf dem Felde stand schön, hatte aber viel Gras.

„Das Gras wächst lustig," sagte Ventura.

„Indem die Zeit das Kraut hervorruft, vertreibt sie Weizen," erwiederte Pedro; „ist es doch das rechtmäßige Kind der Erde, der Weizen nur ihr Pflegekind; mit Gottes Hilfe aber wird es im Hause nicht an Weizen fehlen für uns, und," fügte er lächelnd hinzu, „für die, welche etwa noch kommen."

Sie nahmen Abschied von einander und Ventura ging in den Olivenhain.

Pedro sah ihm nach.

„Einen Sohn wie den," sprach er zu sich selbst, „hat kein König. In ganz Spanien möchte wohl nicht seines Gleichen zu finden sein. Wenn sein Körper schön ist, so ist seine Seele doch noch schöner."

Kaum war Ventura einige Schritte in den Olivenhain hineingegangen, als er in einiger Ent-

fernung Perico mit seiner Flinte hinter einem Baume hervortreten sah.

„Ich habe," rief Perico ihm zu, „Etwas im Gesichte, das zum Lachen reizt, wie Du sagst; ich habe aber auch Etwas in den Händen, womit der Lachreiz gestillt wird. Ich bin ein Feigling und ein Heuschreckentödter; ich will aber den Schimpf abwaschen, den Du mir angethan."

„Perico, was willst Du thun?" rief Ventura aus, auf ihn zustürzend, um ihm in den Arm zu fallen.

Der Schuß krachte und Ventura fiel tödtlich getroffen zu Boden.

Pedro hörte den Schuß und erschrak.

„Was ist das?" rief er aus. „Aber was sollte es sein?" fügte er nach einiger Ueberlegung hinzu; „Ventura wird auf ein Rebhuhn geschossen haben. Der Knall kam aus der Nähe, ich will zusehen."

Mit raschen Schritten folgte er dem Fußpfade, den sein Sohn eingeschlagen hatte. Er sieht eine Gestalt auf der Erde liegen. Er nähert sich. — „Gott des Himmels und der Erde! Es ist ein ermordeter Mensch! Der Mensch ist mein Sohn!"

Der arme alte Mann stürzte neben seinem Sohne nieder.

„Vater,“ sagte Ventura, „ich habe noch Kraft, komm zu Dir und hilf mir; wir wollen nach dem Pachthofe gehen, der hier in der Nähe ist; laß einen Beichtvater holen, ich will als Christ sterben.“

Der Herr der Barmherzigkeit gab dem armen Vater Kräfte. Er richtet seinen Sohn auf, der, auf seinen Vater gestützt, einige Schritte thut, das Stöhnen, welches die brennenden Schmerzen seiner Brust entlocken, unterdrückend.

In dem Pachthofe hört man eine klägliche Stimme um Hilfe rufen. Alles stürzt heraus. Man sieht den unglücklichen Vater den Fußweg entlang kommen, seinen sterbenden Sohn auf seine Schulter gestützt. Man umringt ihn.

„Einen Priester! Einen Priester!“ ruft Ventura's sterbende Stimme.

Auf dem schnellsten Pferde sprengte ein expresser Bote nach dem Dorfe davon.

„Den Wundarzt! Den Wundarzt!“ ruft der Vater.

„Das Gericht!“ fügte der Verwalter hinzu.

Man legt Ventura auf eine Matratze und sucht das aus der Wunde fließende Blut zu stillen.

So vergeht eine Stunde voll Angst und Schrecken.

Da läßt sich der rasche Schritt von Pferden hören. Es ist der Bote, der in Begleitung des Pfarrers zurückkehrt. Der Beistand der Religion kommt zuerst.

Der Priester, die geweihte Hostie auf der Brust tragend, tritt ein.

Alle knien nieder.

Der verzweiflungsvolle Pedro findet Erleichterung in einem Thränenstrome.

Der Priester und der Sterbende werden allein gelassen. Ein feierliches Schweigen, nur durch Pedro's Schluchzen unterbrochen, herrscht im Pachthofe.

Der Diener Gottes verläßt das Zimmer. Eine sanfte Ruhe ist über dem Antlitz des Versöhnten ausgegossen.

Der Wundarzt, der inzwischen angekommen ist, tritt ein.

Er sondirt die Wunde, schweigt und wendet sich mit einem traurigen Kopfschütteln an die Umstehenden.

Pedro, der mit krampfhaft gefalteten Händen auf den Ausspruch des Mannes der Kunst harrte, stürzt zu Boden und man bringt ihn fort.

In diesem Augenblicke kommen der Alcalde und der Gerichtsschreiber an und nähern sich dem Ver-

wundeten, der mit geschlossenen Augen daliegt. Die Blässe des Todes bedeckt sein Antlitz.

„Herr Alcalde," sagte der Wundarzt, „er ist nicht im Stande, eine Erklärung abzugeben; er liegt im Sterben."

Diese Worte gelangten zu Ventura's Ohren.

Mit der ihm eigenen Energie öffnet er die Augen und spricht verständlich:

„Fragt, ich kann noch antworten."

Der Gerichtsschreiber setzte sich in Bereitschaft um zu schreiben und der Alcalde fragte:

„Welches war die Veranlassung Deines Todes?"

„Ich selbst," antwortete Ventura deutlich.

„Wer hat Dich getödtet?"

„Einer, dem ich verziehen habe."

„Du verzeihst also dem Mörder?"

„Vor Gott und Menschen." Das waren seine letzten Worte.

Der Pfarrer ergriff seine Hand.

„Laßt uns das Credo beten," sprach er.

Alle knieten nieder, und der Schutzengel, der eine Seele entfliehen sieht, die ihrem Mörder verzeiht, empfing Ventura's Seele wie eine Schwester, noch ehe er den göttlichen Richterspruch vernommen.

Achtes Capitel.

Die Frauen waren in Anna's Wohnzimmer versammelt, und obwohl keine, Rita ausgenommen, die Vorfälle der vergangenen Nacht kannte, herrschte doch unter ihnen ein düsteres Schweigen, denn noch fehlte Maria's naive Geschwätzigkeit.

„Ich weiß nicht, wie es kommt," sagte diese endlich, „und ich weiß auch nicht, was mir fehlt; aber heute ist mir's, als ob mir das Herz die Brust zersprengen wollte."

„Mir geht's ebenso," fügte Elvira hinzu; „ich kann nicht gut athmen, es ist, als ob mir ein Stein auf dem Herzen läge. Sollt' es an der Luft liegen? Sollte es Sturm geben wollen, Tante Maria?"

„Armes Kind!" dachte Anna, „das Heilmittel kommt zu spät. Die Erde ruft ihren Körper und der Himmel ihre Seele zu sich."

„Nun, ich bin wie immer,“ sagte Rita, und sie war es doch, die wirklich vor Unruhe nicht zu bleiben wußte.

Angela hatte aus einem Lappen eine Puppe gemacht, sie in einen hohlen Dachziegel anstatt der Wiege gelegt, und das trübe Schweigen, welches den wenigen Worten folgte, wurde nur durch die feine Stimme des Kindes unterbrochen, welche in der sanften und eintönigen Schlummermelodie, der einige Mütter einen so natürlichen Zauber und eine so unendliche Anmuth zu geben wissen, folgende Worte sang:

„Ruh'st Du in meinen Armen,
Denk' ich mit manchem Weh:
Was wird aus Dir, mein Engel,
Wenn ich einst von Dir geh?
Die Engelchen im Himmel . . .“

Hier wurde der kindliche und sanfte Gesang durch den tiefen und ernsten Klang der Kirchenglocke unterbrochen, deren zitternde Töne langsam und allmälig in der Luft verhallten, als erhöben sie sich zu höhern Regionen.

„Unser Herrgott!“ riefen Alle und sprangen auf.

Anna betete mit lauter Stimme für Denjenigen, welcher die heiligen Sacramente empfangen sollte.

„Für wen kann das sein?“ sagte Maria; „ich weiß doch von Niemandem, der schwer krank ist im Dorfe.“

Rita trat an's Fenster und fragte eine vorübergehende Frau, wer der Kranke wäre.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete diese, „es ist aber außerhalb des Dorfes.“

Eine andere Frau trat herzu und sprach: „Jesus! Das ist ein Mord; in Begleitung des Pfarrers sind in aller Eile die Gerichtspersonen und der Wundarzt hinausgegangen.“

„Jesus! Jesus! Gott steh' ihm bei!“ riefen Alle mit jener tiefen Bewegung und jenem schaudervollen Entsetzen, welche das schreckliche Wort: Ein Mord! einflößt.

„Und wer kann es sein?“ fragte Rita.

„Wer kann's wissen?“ antwortete die Frau.

Da erklang vom Thurme Sterbegeläut, feierliche, trauervolle Klänge, die Stimme der Kirche, welche dem Menschen kundthut, daß einer seiner Brüder mit Aengsten, Schmerzen und Qualen ringt und im Begriff ist, vor dem schrecklichen Richterstuhle zu erscheinen. Ein ernster Fingerzeig der Kirche für den großen Haufen, der sich im Kothe leichtfertiger Bestrebungen, die er für wichtig hält,

und vorübergehender Leidenschaften, die er als ewig ausposaunt, herumwälzt, ein Fingerzeig, der sagen will: Haltet einen Augenblick inne aus Ehrfurcht vor dem Tode, aus Achtung vor Euerm Nächsten, der im Begriff ist, von der Erde zu verschwinden, wie Ihr morgen verschwinden werdet. Aber diese Stimme, die vom Tode sprach, diese Stimme, die da sagte: „Betet und gedenket!“ war für das Jahrhundert der Aufklärung nicht mehr an der Zeit. Wie sollte die Aufklärung auch des Todes gedenken? Das bleibe den Carthäusern überlassen! Und die Aufklärung hieß die Kirche schweigen, weil ihre Stimme ihr lästig war.

Alle waren in tiefes Schweigen versunken, jedoch im Innern bewegt, wie zuweilen das Meer, wenn es bei ruhiger Oberfläche tief unten in seinem Schooße Wogen schlägt, die von den Seeleuten so genannten Grundwellen. Aber nicht sie allein waren in dieser Stimmung; das ganze Dorf war in Bestürzung, denn das Entsetzen über den Tod eines Menschen von Menschenhand wirkt niederschmetternd, weil der Fluch, den Gott auf Cain schleuderte, in seiner ganzen Schwere für alle Generationen fortdauert.

„Wie lang mir die Zeit wird!“ sagte endlich Maria; „es scheint, als ob der Tag stillstände.“

„Und als ob die Sonne am Himmel festgenagelt wäre," fügte Elvira hinzu; „dem, der Nichts weiß, geht's wie dem, der Nichts sieht; er wird verwirrt. Ob es Räuber gewesen sind?"

„Es kann unabsichtlich geschehen sein," meinte Maria.

„Maë Anna, wer hat einen Menschen getödtet und weshalb?" fragte Angelita.

„Wer kann wissen," antwortete Anna, „was der Grund ist, und wessen verwegene Hand es gewagt hat, der Hand Gottes vorzugreifen und eine Fackel auszulöschen, die er angezündet hat?"

In diesem Augenblicke hörte man ein fernes Gesumme von Stimmen. Die Leute, von Theilnahme und Neugier getrieben, liefen durch die Gasse. Verworrene Rufe des Schreckens und der Klage ließen sich hören.

„Was gibt's?" fragte Rita, an's Fenster tretend.

„Hier bringen sie den Todten," antwortete man ihr.

Von unwiderstehlichem Drange getrieben, trat Elvira gleichfalls an's Fenster.

„Geh' da weg, Elvira," sagte ihre Mutter, „weißt Du nicht, daß Du den Anblick eines Todten nicht aushalten kannst?"

Elvira hörte es nicht, denn schon näherte sich der Menschenhaufen, der aus Freundschaft, Neugierde und Theilnahme den Todten und sein Gefolge umringte.

Auch Anna und Maria traten an's Fenster. Der Leichnam lag quer auf einem Pferd und war mit einem Tuche verhüllt.

Hinterher folgte, auf zwei Männer gestützt, ein Greis, den Kopf auf die Brust gesenkt.

Sie sehen ihn an... „Allmächtiger Gott!... Es ist Pedro!"

Bei dem Schrei, den Alle gleichzeitig ausstoßen, erhebt Pedro den Kopf und sieht Rita... Verzweiflung und Wuth geben ihm Kraft. Er macht sich mit Gewalt aus den Armen Derer, die ihn stützen, los, stürzt auf das Pferd zu und ruft aus:

„Sie hier Dein Werk, Leichtsinnige! Perico hat ihn getödtet!"

Mit diesen Worten hebt er die Decke auf und enthüllt Ventura's Leichnam, blutig und mit einer tiefen Wunde in der Brust.

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Eine stürmische Nacht bedeckte den Himmel mit fliegenden Wolken, die, vom Winde gejagt, dahineilten, ihre Ströme in weiterer Ferne zu ergießen. Bisweilen zertheilten sie sich in ihrem Fluge, und dann trat sanft und ruhig der Mond hervor, gleich einem Herolde der Eintracht und des Friedens in einem Kampfe.

Während der kurzen Zwischenräume, wo dies stille Licht Himmel und Erde erleuchtete, konnte man auf einem einsamen Weg einen hagern und blassen Mann dahinwandern sehen. Sein unsicherer Gang, sein scheues Auge, die unruhige Bewegung seiner Gesichtsmuskeln ließen keinen Zweifel übrig, daß der Mann floh.

Ja, er floh; er floh aus bewohnten Gegenden, er floh vor seines Gleichen, floh vor der menschlichen Gerechtigkeit, floh vor sich selbst und seinem Gewissen, denn der Mann war ein Mörder, und Niemand, der ihn so in scheuer Hast fliehen sah, wie die Wolken droben vor der unsichtbaren Gewalt, die sie verfolgte, hätte in diesem Unglücklichen, über welchen das Gesetz den unnachsichtlichen Spruch der Sühne that, den rechtschaffenen Menschen, den ehrerbietigen Sohn, den liebenden Gatten, den zärtlichen Vater wiedererkannt, der er noch wenige Tage zuvor gewesen war.

Ja, dieser Mann war Perico, nicht den jetzt für immer verlorenen Frieden suchend, sondern fliehend vor der Gegenwart und schaudernd vor der Zukunft.

Verzweiflungsvolle Tage und grauenvolle Nächte hatte er an den einsamsten Orten zugebracht, ohne andere Nahrung als Eicheln und Wurzeln, die Augen der Menschen meidend, als wären sie Richter, und das Tageslicht scheuend, als wäre es ein Ankläger. Aber keine Dunkelheit konnte die Bilder, die klar und lebendig vor seiner Seele schwebten, verscheuchen, keine Stille ihre Stimme zum Schweigen bringen. Diese Bilder waren Ventura's blutiger Leichnam, die Trostlosigkeit seiner armen Mutter,

der Schmerz seiner unglücklichen Schwester, seine verwaisten Kinder, die Verzweiflung des alten Freundes seines Vaters, der Fluch seiner ehrenwerthen Familie; vor Allem aber tönte unaufhörlich der furchtbare, feierliche Grabeston der Todtenglocke, womit die Kirche sein Opfer in ihren Schooß aufnahm, an sein Ohr.

Vergebens flüsterte ihm der Hochmuth durch sein verführerischstes Organ, die Ehre, zu, er habe thun müssen, was er gethan, es nicht zu thun wäre eine Schmach gewesen und die Beleidigung sei größer als die Vergeltung. Eine Stimme, welche die Leidenschaften zwar anfangs überschrien hatten, die sich aber immer deutlicher und ernster hören ließ, je mehr jene, wie alles Menschliche, an Kraft verloren, die ewige Stimme des Gewissens sprach zu ihm: O, hättest Du es nicht gethan!

Der Wind führte seltsame Töne mit sich, die, je nachdem seine eigenen Stöße stärker oder schwächer waren, bald lauter wurden, bald mehr verschwanden. Was konnte das sein? Den Schuldigen erschreckt Alles. War es das Heulen des Windes, eine Flöte oder waren es Klagetöne? Je mehr Perico sich ihnen näherte, desto unerklärlicher wurden sie ihm. Die Richtung, in welcher der Unglückliche ging, brachte

ihn dem Orte, von welchem die Töne herkamen, immer näher. Er langt an demselben an, und sein Entsetzen erreicht den höchsten Grad, als er, ohne irgend Etwas unterscheiden zu können (denn eine schwarze Wolke bedeckte den Mond) das wunderbare Getöse über seinem Haupte hört. Es klang so traurig, so dumpf, so entsetzlich!

In diesem Augenblicke brachen sich die Wolken; klar und weiß verbreitete der Mond sein Licht, wie einen Mantel von durchsichtigem Schnee. Alles tritt hervor aus dem Geheimnisse des Schattens. Vor seinen Augen liegt Ecija, schlafend in seinem Thale, wie ein weißer Vogel in seinem Neste. Er erhebt die Augen zu der Stelle, von wo die geheimnißvollen Töne ausgehen. Entsetzen!! Auf fünf Pfählen erblickt er fünf menschliche Köpfe!!! Sie sind's, die jene schmerzlichen Klagetöne ausstoßen, wie eine Mahnung des Todten an den Lebenden.*)

Perico weicht entsetzt zurück und bemerkt, daß er nicht allein ist. Neben einem der Pfähle steht ein Mann, groß und kräftig, von männlicher und stolzer

---

*) Mehrere Personen bezeugen dieses furchtbare Phänomen, das sich jedoch natürlich erklärt durch das Geräusch, welches der Wind bei seinem Durchgange durch Kehle, Mund und Ohren der aufgestellten Köpfe macht. Anm. d. Verf.

Haltung. Er ist reich gekleidet nach Art der Schmuggler; seine gebräunten Züge sind hart, kühn und ruhig. In der Hand hält er seinen Hut und entblößt vor diesen Pfählen der Schande ein Haupt, das er sonst nie entblößt; denn dieses Haupt gehört einem Manne, der außer dem Gesetze steht, einem Manne, der alle Bande zwischen sich und der Gesellschaft zerrissen hat und der in derselben Nichts mehr achtet; aber der Mann, obwohl ein Bösewicht, glaubt an Gott, und obgleich ein Verbrecher, ist er ein Christ und betet. *)

Wenn aus einer solchen energischen und unbändigen Natur, die sich von Allem emancipirt hat, ein Tropfen religiöser Anbetung hervorquillt, wie ein Strahl lebendigen Wassers aus einem Felsen, was sagt Ihr dann, Ihr Ungläubigen? Ist das abergläubische Furcht?

Für diesen Menschen ist die Furcht ein Wort, das keinen Sinn hat.

---

*) Der berühmte Maler Tegeo hat denselben Gegenstand in einem ausgezeichneten Gemälde dargestellt. Als wir den danach gemachten Kupferstich sahen, war der obige Auftritt schon niedergeschrieben, zu dessen Schilderung sich somit, unbewußt, Feder und Pinsel vereinigt haben. Beide Arten der Darstellung können einander zur Ergänzung dienen. Anm d. Verf.

Ist's Heuchelei?

Niemand sieht sie als fünf Todtenköpfe.

Ist's moralische Schwäche?

Dieser Mensch besitzt eine Seelenstärke, die in der Gesellschaft, in welcher Alle sich auf Etwas stützen, unbekannt ist; er stützt sich auf Nichts.

Ist es eine Erinnerung aus der Kinderzeit? Ein Brandopfer, dargebracht der Mutter, die ihn beten lehrte?

Dergleichen gibt es nicht für den schutzlosen Waisenknaben, der vielleicht aufgewachsen ist unter wilden Stieren, die er hat hüten müssen.

Was ist es denn also, was jenen Nacken beugt und ihn beten heißt vor dem Todtenschädel eines Mitmenschen?

Nach Verlauf einiger Minuten hörte der Mann auf zu beten, setzte seinen Hut auf, schlug seinen Mantel über die Schultern und sagte, sich zu Perico wendend:

„Wohin des Wegs, Herr?“

Perico wollte und konnte nicht antworten. Ihm wurde schwindlich.

„Wohin des Wegs? sage ich,“ fragte der Unbekannte noch einmal.

Perico blieb stumm.

„Seid Ihr vielleicht stumm,“ fuhr Jener fort, „oder habt Ihr keine Lust, zu antworten? Wenn das ist,“ fuhr er, auf seine Büchse zeigend, fort, „so ist hier ein Mund, der sich eine Antwort zu verschaffen versteht, wenn's dem meinigen nicht gelingt.“

Die verzweifelte Lage, in welcher Perico sich befand, hatte ihn dergestalt erbitttert, daß die Ueberlegung nicht mehr thätig in ihm war, und der ihm angeheftete Schandfleck der Feigheit glühte noch roth auf seiner Stirn wie ein frisch aufgedrücktes Brandmal. Deshalb griff er ohne Zögern nach seinem Gewehr und erwiederte:

„Und hier ist noch einer, der in demselben Ton antwortet, wie er gefragt wird.“

Der Unbekannte hatte keine feindselige Absicht und wollte auch seiner Drohung keine Folge geben; jedoch nicht, weil es ihm an Muth fehlte, denn dessen besaß er mehr als irgend Einer, der die Ebenen und Berge Andalusiens beschritt. Anstatt daher über die Kühnheit des schlanken und abgezehrten jungen Mannes in Zorn zu gerathen, gefiel ihm dieselbe vielmehr, und er sprach:

„Kamrad, ich nehme gerne den Hut ab, bevor ich das Schwert ziehe; aber ich möchte wissen, mit wem ich rede und wem ich auf meinem Wege

begegne. Ihr müßt Muth haben, wenn Ihr diesen wandert, denn, wie man sagt, haust hier herum Diego mit seiner Bande, und Ihr werdet so gut wie ganz Spanien wissen, wer Diego ist. Wohin sein Blick trifft, dahin trifft seine Kugel; das Laub der Bäume zittert bei seinem Anblick und die Todten in ihren Gräbern bei seinem Namen."

Dies Alles sagte er nicht mit jener andalusischen Großsprecherei, die heutzutage so lächerlich übertrieben wird, sondern mit dem natürlichen Tone der Ueberzeugung und mit der Ruhe der Wahrheit.

„Was geht mich Diego und seine Bande an?" erwiederte Perico, nicht im Tone der Verwegenheit, sondern der tiefsten Muthlosigkeit.

Indem er diese Worte mit schwacher Stimme sprach, schwankte er und stützte den Kopf auf sein Gewehr.

„Was fehlt Euch?" fragte der Unbekannte, seine Kraftlosigkeit bemerkend.

Perico antwortete nicht, denn seine Mattigkeit war so groß und seine letzten Gemüthsbewegungen hatten dergestalt auf ihn gewirkt, daß er bewußtlos zu Boden fiel.

Der Unbekannte kniete neben ihm nieder und richtete seinen Kopf auf. Das volle Licht des

Mondes fiel auf das Antlitz, das trotz seiner Todtenblässe und der Spuren, welche Leidenschaft, Seelenpein und Schmerzen darin zuückgelassen hatten, noch schön war.

„Er ist todt!“ murmelte er, seine rauhe Hand auf Perico's Herz legend, das noch vor wenigen Tagen rein wie der Maihimmel gewesen war.

„Nein,“ fuhr er fort, „er ist nicht todt; aber er wird hier sterben wie ein Hund, wenn man ihm nicht zu Hilfe kommt.“

Und wiederum betrachtete er ihn und fühlte dabei jenen herrlichen Magnet, der die Kraft zur Schwäche, die Macht zur Hilflosigkeit zieht, in seinem Herzen erwachen; denn, mögen die Optimisten*) sagen, was sie wollen, der göttliche Funke schlummert in der ganzen menschlichen Natur.

Er stand auf und pfiff.

Ein schneller und jugendkräftiger Galopp ließ sich hören, und ein schönes Füllen kam, den Hals hin- und herbewegend und mit im Winde flatternder

---

*) Was die Verfasserin hier mit diesem Ausdruck sagen will, wo vielmehr der entgegengesetzte am Platze zu sein scheint, ist mir nicht klar. Da ein Druckfehler nicht wahrscheinlich ist, muß man fast annehmen, daß sie selbst keinen richtigen Begriff mit dem Worte verbindet. Anm. d. Uebers.

Mähne dahergelaufen, stellte sich mit fröhlichem Gewieher vor seinen Herrn und wandte sein feines Gesicht und seine glänzenden Augen nach ihm hin, als ob es ihm den Steigbügel bieten wollte.

Der Unbekannte hob mit seinen kräftigen Armen den leblosen Perico auf, legte ihn quer über das Pferd, schwang sich hinter ihn auf, drückte sanft die Knie in des Pferdes Weichen, und rasch und leicht, ohne des Gewichtes seiner doppelten Last zu achten, sprengte das edle Thier von dannen.

Zweites Capitel.

In einer einsamen Schenke, die wie ein Bettler an der Seite einer Heerstraße versteckt lag, saßen der Wirth und seine Frau ruhig am Feuer, eben so gewöhnt an den Wechsel lärmender Thätigkeit bei Tage und vollständiger geräuschloser Einsamkeit bei Nacht, wie die Bewohner sumpfiger Gegenden an ihre Wechselfieber.

„Hol' der Henker," sagte die Wirthin, „den hartnäckigen Seemann, der sich in den Kopf gesetzt hatte, eine neue Welt zu entdecken, und der nicht eher ruhte, als bis er sie gefunden! Hatte der König nicht schon genug mit dieser zu thun? Und wozu hat's genützt? Daß uns unsere Söhne dahingehen und daß die Pest uns daher kommt. Sag', Andreas, und schlaf' nicht wie eine Haselmaus, hat's wohl sonst zu Etwas genützt?"

„Ja, Frau, ja,“ antwortete der Schenkwirth, die Augen halb öffnend; „daher kommt das Silber.“

„Hol' der Henker das Silber!“ rief die Wirthin aus.

„Und der Taback,“ fügte der Mann langsam und schläfrig hinzu, und schlief wieder ein.

„Der verfluchte Taback!“ rief die Wirthin wüthend aus. „Glaubst Du denn, Du schlechter Vater, daß Silber und Taback so viel werth sind wie die Leben, die sie kosten, und die Thränen, die darum vergossen werden? Mein Herzenssohn! Gott weiß, was aus ihm geworden sein mag in dem Lande, wo man die Menschen todtschlägt wie die Wanzen, und wo Alles giftig ist, selbst die Luft!“

In diesem Augenblick ertönte ein eigenthümlicher Pfiff.

Der Wirth stand mit einem Satz auf den Füßen, ergriff rasch das Licht und eilte nach der Thür mit den Worten:

„Der Hauptmann!“

Als er mit dem Licht in der Hand unter das Thürdach trat, fiel der rothe Schein auf einen Mann zu Pferde, der einen andern, anscheinend todten, quer vor sich liegen hatte.

„Helft mir den Menschen hier herunterheben,“

sagte der Reiter, mit dem rauhen Ton eines Mannes, der nicht gewohnt ist, viel Worte zu machen.

Der Wirth reichte seiner Frau, die herzugetreten war, das Licht und that schnell, wie ihm befohlen war.

„Jesus steh' mir bei! Ein Todter!“ rief die Wirthin aus. „Um der heiligen Jungfrau willen, Herr, bringt uns den nicht in's Haus!“

„Er ist nicht todt,“ antwortete der Reiter, „er ist nur krank; pflegt ihn, denn dafür sind die Weiber da. Hier ist Geld für die Curkosten.“

Mit diesen Worten warf er ein Geldstück hin und verschwand im Dunkel, während der helle und tactmäßige Hufschlag des dahingaloppirenden Pferdes allgemach verhallte, wie ein uns vorschwebender Gedanke allmälig verschwindet, wenn der Schlaf unsere Seelenkräfte gefangen nimmt.

„Nun, das ist eine schöne Geschichte!“ brummte Martha. „Was gilt's, er hat den hier eigenhändig so zugerichtet, macht sich nun davon, und wir haben das Nachsehen. Pflegt ihn! Als wenn es nicht mehr zu thun gäbe, als Einen pflegen, der todt ist oder doch beinahe! Und als ob diese Schenke ein Spital wäre! Denkt doch der Kehlabschneider, er habe nur zu befehlen, als wäre er der König!“

„Pst!“ sagte der Wirth erschrocken; „willst Du wohl schweigen, Großmaul? So vom Diego zu sprechen! Die Weiber sind doch ganz des Teufels! Wozu brummst Du denn, da Du doch weißt, daß Nichts übrig bleibt, als zu thun, was das Volk befiehlt. Ueberdies ist's ein Werk der Barmherzigkeit; also frisch daran!“

Sie machten so gut wie möglich ein Bett in einer Dachkammer zurecht.

„Keine Spur von einem Schlag oder einer Wunde,“ sagte Andreas, den Kranken entkleidend; „siehst Du, Frau, es ist eine Krankheit wie irgend eine andere.“

„Sieh, sieh, Andreas,“ rief Martha aus, „er hat ein Scapulier der heiligen Jungfrau vom Berge Carmel am Halse!“

Und als ob dieser Anblick oder der Einfluß der heiligen Insignie in ihr alle guten Gefühle christlicher Demuth geweckt, als ob die Verbrüderung zu einem und demselben Gelübde ihr das heilige Gebot: „Den Nächsten wie Dich selbst“ deutlich wieder vor die Seele gerufen hätte, sprach sie: „Du hattest Recht, Andreas, es ist ein Werk der Barmherzigkeit, ihm beizustehen. Armer Bursche! Wie jung er ist und wie hilflos! Seine arme Mutter! Rasch, rasch,

Andreas! Was stehst Du denn da wie ein Pfahl? Geh', lauf' und hole Wein, damit wir ihm die Schläfe reiben; schlachte ein Huhn, ich will ihm eine Suppe kochen."

„So geht's," brummte Andreas im Gehen; „erst will sie ihn gar nicht im Hause haben und jetzt weiß sie vor Mitleid nicht, was sie ihm auftischen will. O die Weiber! Die verstehe der Teufel!"

Martha war unermüdlich in ihren Hilfsleistungen für den Kranken, der sich im Fieber hin- und herwälzte und in seinen Phantasien schreckliche Dinge redete.

Am folgenden Abende trat ein Mann von abschreckendem Aeußern in die Schenke. Er war Baugefangener gewesen und hatte diesen Beinamen behalten.

„Gott zum Gruß," sagte der Wirth, als er ihn eintreten sah, mit mehr Furcht als Herzlichkeit, „was führt Euch denn her?"

„So eine Grille des Hauptmanns; hol' ihn die Pest! . . . soll ich mich nicht hier nach einem Kranken erkundigen, wie ein Laufjunge in einem Nonnenkloster?"

„Es geht ihm nicht besonders gut," antwortete

der Wirth; „er hat Fieber wie ein Stier, redet irre und spricht von einem Morde, den er begangen hat, von Todtenköpfen . . .“

„Hollah! Ist's etwa Einer, der Waffen führen kann?“ sagte der Baugefangene; „wir wollen ihn doch einmal ansehen.“

Sie gingen auf den Boden.

„Den ganzen Tag ist mir das Hemd auf dem Leibe nicht trocken geworden,“ sagte der Wirth im Gehen, „es sind Leute dagewesen und sogar Soldaten, und wenn sie gehört hätten! ...“

Inzwischen betrachtete der Baugefangene aufmerksam die junge, feine und abgezehrte Gestalt Perico's und antwortete dem Wirthe mit verächtlicher Geberde:

„Nun, wenn er Euch Aufsehen macht, setzt ihn doch vor die Thür.“

„Mit nichten,“ rief Martha aus . . . „einen Unglücklichen!... Ich habe einen Sohn in Amerika, der vielleicht in diesem Augenblick in derselben Lage ist wie dieser, verlassen von Allen, und der vielleicht, wie dieser, nach seiner Mutter ruft. Nein, nein, Señor! Wir lassen ihn nicht im Stiche, weder die heilige Jungfrau, deren Scapulier er trägt, noch ich.“

„So kauft ihm Zuckerbrot,“ sagte der Baugefangene im Hinabsteigen.

„Was erzählt man denn Neues?“ fragte er den Wirth.

„Daß man einen Preis auf Diego's Kopf setzen will.“

„Was?“ fragte der Baugefangene mit eigenthümlich begierigem Interesse.

Der Wirth wiederholte, was er gesagt.

Der Baugefangene stand einen Augenblick in Gedanken, dann fuhr er fort:

„Wo glaubt man denn, daß wir sind?“

„In der Gegend von Despeñaperros.“

„Verfolgt man uns?“

„Ja; eine Abtheilung Cavallerie ist in Sevilla, Infanterie in Cordoba und Migueletes*) in Utrera.“

„Die werden noch manche Schuhsohle zerreißen, ehe sie unsere Gesichter sehen,“ sagte der Baugefangene, „und wenn sie sie sehen, dann wird's ihnen theuer zu stehen kommen.“

„Ja, ja, das wissen wir wohl,“ erwiederte

---

*) Eine Art Landgendarmerie zur Verhinderung des Schleichhandels. Anm. d. Uebers.

Andreas; „wer sich vor den Diego stellt, der kann nur sein Grab suchen . . . indessen, am Ende könnten es doch so Viele sein . . .“

„Seid Ihr neugierig,“ unterbrach ihn der Baugefangene, „wie eine Maulschelle von meiner Hand schmeckt?“

„Durchaus nicht,“ antwortete Andreas, „zwei Schritte zurückweichend.

„Nun, dann haltet Eure Zunge mehr im Zaume . . . her mit dem Brote . . . hurtig!“

Andreas beeilte sich, zu gehorchen.

Der Bandit ging, als sich Martha's Stimme hören ließ, die ihn zurückrief.

„Bald hätt' ich vergessen,“ sagte sie; „nehmt dies Geld, gebt es dem Hauptmann und sagt ihm, daß das, was ich an dem jungen Menschen thue, aus Christenliebe und nicht aus Eigennutz geschieht.“

„Ja, das werd' ich ihm auch sagen!“ erwiederte der Bandit. „Der duldet kein Nein, weder wenn er sagt: Gib her, noch wenn er sagt: Nimm hin; Euch zu Gefallen aber will ich es selber behalten.“

Damit gab er seinem Pferde die Sporen und verschwand.

„Das war einmal ein recht kluger Streich,“

sagte der Wirth ärgerlich zu seiner Frau. Ist denn das Geld, Du albernes Weib, bei dem Hallunken etwa besser aufgehoben als bei uns? Die Pest auf das Weibsvolk! Die verstehe der Teufel!"

„Ich verstehe mich und Gott versteht mich," sagte die gute Frau und ging wieder hinauf in das Zimmer des Kranken.

Drittes Capitel.

Die Pflege der braven Wirthin, so wie Perico's Jugend und kräftige Constitution überwanden die Krankheit, und nach Verlauf von vierzehn Tagen war er im Stande aufzustehen.

Perico stattete Martha seinen innigen Dank ab durch Worte, die aus dem Herzen kamen, wenn sie auch mehr tief empfunden als beredt waren.

„Mir bist Du keinen Dank schuldig," antwortete die wackere Frau, „sondern Dem, der Dich hierher gebracht hat; ich machte freilich wohl kein freundliches Gesicht, als ich Dich kommen sah, aber ich habe Dich lieb gewonnen, weil ich gesehen habe, daß Du ein guter Christ und guter Sohn bist."

Mit einem tiefen Gefühle von Schmerz und Beschämung senkte Perico den Kopf. Seine physische Schwäche hatte die blinde Wuth, welche bis-

weilen sanfte und schüchterne Naturen dergestalt hinreißt, daß sie die Grenzen überschreiten, die selbst kräftigere und leidenschaftlichere zu achten pflegen, gedämpft.

Alles was die Leidenschaften in ihm auf die Oberfläche getrieben hatten, wie das Gas den Schaum des gährenden Weines, sank gleich diesem wieder zusammen und die Ueberlegung blieb zurück, welche zwar das ihm widerfahrene Unrecht nicht geringer erscheinen ließ, gleichwohl aber die Mittel, wodurch er dasselbe gerächt hatte, verdammte.

Mit Perico's körperlichen Kräften kehrte die ganze Angst, mit welcher er seiner Zukunft entgegensah, wieder, und wuchs noch, als Andreas eines Tages hinter dem Rücken seiner Frau zu ihm sagte:

„Freund, da Du jetzt wieder hergestellt bist, mußt Du Dir Dein Fortkommen anderswo suchen. Als gute Freunde wollen wir aufrichtig mit einander reden. In Deinem Irrsinne hast Du von einem Morde gesprochen, den Du begangen, und wenn dem so ist, und man findet Dich hier, so bekommen wir's zu fühlen, und das ist nicht in der Ordnung; die Gerechten sollen nicht büßen für die Sünder, und die wohl angebrachte Christenliebe, was auch Martha, die immer Alles besser wissen

will, sagen mag, fängt bei sich selbst an; nur meine Frau, die dummer ist als ein Kürbiß, behauptet, der Nächste gehe vor. Ich sage Dir aufrichtig meine Meinung; mit der Justiz, die eine schwere Hand hat, will ich Nichts zu thun haben."

Ohne ein Wort zu erwidern ging Perico, um mit Thränen in den Augen von Martha Abschied zu nehmen. Die gute Frau war äußerst betrübt über seine Abreise, denn sie hatte ihn lieb gewonnen. Die Erinnerung an ihren Sohn hatte sie zu dem Unglücklichen hingezogen, und eine Erinnerung an seine Mutter zog Perico zu der braven Frau, die an ihm Mutterstelle vertreten hatte.

Er ergriff sein Gewehr und wollte eben aus der Thür gehen, als der Baugefangene vor ihm stand.

„Wohin?" sagte er. „Willst Du Dich so davon machen, ohne ein: Gott lohn's! für die gute Seele, die Dich aufnahm? Das ist eine schlechte Partie, Kamrad. Ueberdies, wo willst Du in der Welt hin? Kannst Du die Zeit nicht abwarten, daß man Dich einsteckt?"

Perico antwortete nicht, dachte nicht, überlegte nicht, hatte keinen Willen.

„Frisch, vorwärts," fuhr der Baugefangene fort; „besser Du machst's wie wir dahinten, die wir die

Dinge selbst aufheben, als daß Du Dich hier aufheben läßt."

Perico folgte ihm willenlos.

„Sieh, Martha," rief Andreas aus, als er Perico mit dem Baugefangenen dahingehen sah, „sieh da, was Dein liebes Söhnchen für ein Juwel ist! Er geht mit dem Baugefangenen!"

„Nun was!" antwortete Martha, „auch wenn ... Ich sage Dir, Andreas, er ist ein guter Sohn und ein guter Christ."

„Ein Narr und ein Taugenichts ist er," sagte der Wirth, „der mir meine Hühner aufgefressen hat und ... bei meiner Seele! ... ich sehe ihn zu der Bande gehen und Du sagst noch, er ist gut. Der Teufel begreife die Weiber!"

Nachdem Perico und der Baugefangene durch Dickicht und Gestrüpp gewandert waren, gelangten sie auf eine Anhöhe, wo der Hauptmann auf sein Gewehr gestützt stand. Am Abhange schliefen acht Männer unter seiner Obhut. Neben ihm weidete sein schönes Pferd, das zuweilen den Kopf erhob und seinen Herrn ansah.

„Da ist der Bursch," sagte der Baugefangene.

Ohne die geringste Bewegung zu machen, wandte der Hauptmann langsam seine Blicke nach

dem neuen Ankömmling und betrachtete ihn vom Kopfe bis zu den Füßen.

„Bist Du auf der Flucht?“ fragte er nach einer Weile.

Perico antwortete nicht und sah zur Erde.

„Du brauchst Dich nicht zu fürchten,“ fuhr der Andere fort und fügte dann in kurzen Sätzen hinzu:

„Der Mensch hat seine unglücklichen Stunden, und darunter sind einige roth wie Blut und schwarz wie die Trauer. — Eine einzige reicht hin, einen Menschen zu verderben und sein Herz in einen Kieselstein zu verwandeln, der Nichts mehr fühlt und nicht mehr klopft, aber schwer lastet. — Der Mensch, der gefallen ist, bleibt gefallen, weil Vergangenes vergangen bleibt, und was nicht mehr zu ändern ist, muß man mit Muth ertragen. — Das Leben ist ein Kampf, in dem man unerschrocken vorwärts blicken muß, wie der tapfere Mann, nicht rückwärts, wie der Feigling.“

„Das kann ich nicht,“ brach Perico heftig aus; „wenn Ihr wüßtet ...“

Der Hauptmann streckte mit herrischer Geberde den Arm aus, um Perico Schweigen zu gebieten und fuhr fort:

„Hier trägt ein Jeder das Seinige in sich, wie ein versiegeltes Blatt, ohne in den Uebrigen Neugierde oder Interesse zu erwecken. Wenn Du nicht weißt wohin, so bleib bei uns; hier vertheidigen wir das Einzige, was wir noch haben, unser Leben. Ich meinerseits vertheidige das meinige nicht um seines Werthes willen, sondern nur, um es nicht dem Henker zu überliefern.“

„Aber, raubt Ihr?“ sagte Perico.

„Etwas muß man thun,“ erwiederte der Räuberhauptmann, sich gleich der Schildkröte wieder unter seine rauhe und harte Schale zurückziehend.

Perico sagte zu dem Vorschlage weder Ja noch Nein; er war eine unthätige und willenlose Masse. Sein elendes Dasein war dem Zufalle preisgegeben, wie der träge und trockene Sand dem Winde der Wüste.

Viertes Capitel.

Was war aber, während im Verfolge der erzählten Begebenheiten Perico's elendes Dasein von einer Bande Verbrecher gleichsam in's Schlepptau genommen wurde, aus den übrigen Mitgliedern der Familie geworden? Bis wohin hatten Verzweiflung, Schmerz, Erbitterung und Rache sie geführt?

Seit dem unglückseligen Tage, an welchem Pedro seinen Sohn verloren, hatte er sich mit seinem Schmerz in sein Haus verschlossen. Der Pfarrer und einige Freunde besuchten ihn von Zeit zu Zeit, nicht um ihn zu trösten, denn das war unmöglich, sondern um mit ihm von seinem Leid zu sprechen, wie man ein Schiff, das nicht mehr zu repariren ist, von dem bittern Seewasser befreit, nur damit es nicht untersinke. Sie hatten ihn zu bewegen ge-

sucht, seinen Umgang mit Perico's Familie wieder anzuknüpfen; das war aber unmöglich gewesen.

„Nein!“ antwortete Pedro in solchen Fällen; „ich habe ihm vor Gott und den Menschen verziehen, wie es mein armer Sohn gethan hat, ehe er starb; aber mit seiner Familie wieder umgehen, als ob Nichts geschehen wäre, nimmermehr!“

„Pedro, Pedro, das heißt nicht verzeihen,“ sagte der Pfarrer; „das ist der Buchstabe, aber nicht der Geist des Gesetzes.“

„Herr Pfarrer,“ antwortete der arme Vater, „Gott verlangt nichts Unmögliches.“

„Nein, aber Alles was er verlangt, ist möglich.“

„Herr, Ihr wollt, ich soll wie ein Heiliger handeln und das bin ich nicht; ich thue genug, wenn ich ein guter Christ bin und verzeihe. Habe ich sie verfolgt? Habe ich mich an die Gerichte gewandt? Was kann ich mehr thun?“

„Böses mit Gutem vergelten, Pedro; so handelt der Weise.“

„Jesus! Herr Pfarrer, bei der heiligen Jungfrau, verlangt nicht allzuviel! Gott schütze die so handeln und sei ihnen gnädig, aber Jeder in seinem Hause und Gott bei Allen!“

Maria hatte sich, ihrer Tochter Schmerz und Scham mit dem heiligen Mantel der Mutterliebe bedeckend, mit derselben in ihr stilles Haus zurückgezogen, die einzige Zuflucht, die ihr gegen das einstimmige Verdammungsurtheil und die allgemeine Entrüstung übrig blieb.

Verlassen, aber durch ihren Glauben und ihr Gewissen in ihrem unsäglichen Schmerz aufrecht gehalten, blieben die beiden unglücklichen Opfer, Anna und Elvira.

So gingen viele Monate hin.

Da kam eine Mission von zwei Capuzinern im Dorfe an.

Diese Missionen hatten den Zweck, den Sünder zu bekehren, den Lauen eine Anregung, dem Guten eine Stärkung, dem Traurigen ein Trost zu sein.

In dem aufgeklärten Jahrhundert, wo wir Alle gut, eifrig, stark und glücklich sind, hat man diese Missionen als überflüssig abgeschafft.

Die Missionäre predigten bei Nacht und die Kirche füllte sich mit Leuten, welche kamen, das Wort Gottes zu hören, welches den Menschen lehrt, gut zu sein. Jetzt gibt es Clubs, welche ihn lehren, frei zu sein, was viel besser und seiner würdiger ist. Arme Menschen!

Der guten Maria gelang es, ihre Tochter zu bewegen, sie zu den Missionspredigten zu begleiten.

Und Rita's nagende, tiefe und bittere Scham und ihr verzweiflungsvoller Schmerz fanden dort Reue, Thränen für die Vergangenheit, Buße und Demuth für die Gegenwart, für die Zukunft aber die Hand Gottes, welche den Gefallenen aufrichtet, wenn er in heißen Thränen und niedergestreckt in der Asche zu ihm fleht.

An einem Abende war die Verzeihung der Beleidigungen der Text der Predigt.

Ein herrliches Thema! Heilig und erhaben wie keins. Mit Feuereifer wußte der Redner seinen Stoff auszubeuten, und das gläubige Volk verstand ihn.

Am Schlusse kniete der heilige Glaubensbote vor dem Crucifixe nieder und versprach mit aller Inbrunst der christlichen Liebe dem Herrn der Barmherzigkeit, im Namen des zu seinen Füßen knienden Volkes, daß in der nächsten Nacht im Gotteshause nicht ein einziges verschlossenes und unversöhntes Herz sein solle. Ein Gemurmel von Ausrufungen und ein allgemeines Schluchzen bekräftigte das Versprechen des frommen Sendboten.

Der folgende Tag war ein Tag des Friedens und der Liebe nach dem Geiste des Evangeliums.

Die tiefgewurzeltsten Feindschaften hatten ein Ende, die unversöhnlichsten Feinde umarmten sich in den Gassen, die Engel im Himmel mußten sich freuen.

Pedro ging zu Anna.*)

Schrecklich war für den Unglücklichen der Eintritt in dies Haus. Er ging auf Anna zu und umarmte sie schweigend. Die unglückliche Mutter zitterte und suchte vergebens ihren Schmerz zu bemeistern. Als aber Pedro sich zu Elvira wandte, die einem Schatten gleich und aufgelöst in Thränen ihre abgemagerten Hände rang, als er die, welche er wie seine Tochter betrachtet und geliebt hatte, an sein väterliches Herz drückte, da machte er seinem bis jetzt zurückgedrängten Schmerze Luft durch den Ausruf: „Meine Tochter! meine Tochter! Wir haben ihn Beide geliebt.“

---

*) Die Verfasserin hat einer ähnlichen Mission beigewohnt und kann Zeugniß davon ablegen. Was ist das für eine Religion, die bei den Worten eines armen Missionärs die stolzen und starrsinnigen spanischen Herzen erweicht und die erbittertsten Feinde zwingt, sich zu umarmen! Hat die Aufklärung des Jahrhunderts jemals ein haßerfülltes Herz in ein von Liebe erfülltes umgewandelt? Wo ist die protestantische Mission, die sich eines ähnlichen Wunders rühmen kann?

Anm. der Verfasserin.

Auch Rita ging zu Anna, um das zu erbitten, was Pedro gebracht hatte.

Als sie ihrer schwer beleidigten Schwiegermutter gegenüberstand, warf sie sich auf die Knie. „Ich bin," rief sie aus, indem sie sich an die Brust schlug, „die Ursache von Allem gewesen. Ich komme nicht, um Verzeihung zu erbitten, die ich nicht verdiene, ich komme, damit Ihr mich strafet, ohne mir zu fluchen."

Als sie sich zu Elvira wandte, schien ihr die kniende Stellung nicht genügend, sondern sie warf sich mit dem Gesichte auf die Erde und schluchzte laut: „Da Du ein Engel bist, verzeihe wie sie."

Die arme Maria hielt ihre vernichtete Tochter in ihren Armen und flehte zu Anna mit Blicken und Thränen.

Anna und Elvira hoben, ohne ein Wort des Vorwurfs, die Frau, die ihnen so viel Böses gethan hatte, auf und umarmten sie; und von diesem Tage an thaten sie Alles, was in ihren Kräften stand, um sie wieder aufzurichten, denn sie war die Unglücklichste von Allen, weil sie die Schuldige war.

Das ganze Dorf betrachtete die Frau, welche so aufrichtig und öffentlich bereute, mit christlicher Liebe; denn wenn die sogenannte gebildete Welt in den äußern Darlegungen der Religion einen Grund

mehr zur Schmähung findet, indem sie zu dem Vorwurfe der Schuld, die sie nicht vergißt, auch noch den der Heuchelei für die religiösen Menschen hinzufügt, ehrt das Volk, edler und gerechter, die öffentlichen Zeichen der Reue und Demüthigung vor Gott, und daher war Niemand im Dorfe, der nicht, als er Rita sich weinend zur Erde werfen sah, seine Entrüstung in Mitleid und das Schmähwort: Schändliche! in ein sanftes: Arme Frau! verwandelt hätte. Denn das ungebildete Volk weiß nicht, was Philanthropie ist; aber es weiß, weil die Religion es ihm lehrt, was christliche Liebe ist.

Fünftes Capitel.

Das Leben, welches Perico inzwischen führte, war für ihn ein entsetzliches. Die Noth wie das Uebergewicht, welches Diego's energischer Einfluß ausübte, rissen ihn weiter auf dem Wege des Verbrechens, in welches ihn, gleich Jenem, das Unglück hineingerissen; aber einmal im Verbrechen, machte er sich dasselbe unbedenklich zu eigen, wie ein Krieger eine Eisenrüstung anlegt, ohne daß ihr Gewicht oder ihre Härte ihm beschwerlich wird. Wie ein dunkler Schatten folgte Perico jenen Bösewichtern, die er verabscheute. Er glich einem silberglänzenden Fische, der aus seinem stillen Süßwassersee durch eine verderbliche Strömung nach dem Meere hingerissen wird, in dessen bittern und wogenden Fluthen er Todesqualen erleidet, ohne aus ihnen entfliehen zu können. Zuweilen, wenn unter seinen Augen ein

Verbrechen begangen wurde, nahm er sich in seiner Verzweiflung vor, seinen Qualen mit einem Male ein Ende zu machen und sich selbst den Gerichten auszuliefern; aber Scham und Mangel an Energie hielten ihn zurück. Die Uebrigen haßten ihn und hatten ihm den Beinamen der Traurige gegeben; aber Diego's mächtiger Schutz hielt ihn.

Diego fühlte sich hingezogen zu dem Manne, dem er das Leben gerettet hatte, zu dem Manne, der gut und ehrenhaft war; denn Diego's rauhe und harte Natur war stark und edel, und er war noch nicht zu der schlimmsten Stufe des Bösen hinabgesunken, zum Hasse gegen das Gute. Ohne bis zu der romanhaften Uebertreibung zu gehen, welche aus einem Banditen oder Piraten einen Helden macht, sind wir doch noch weiter von dem classischen Puritanismus entfernt, welcher den Räuber zu einem solchen Ungeheuer stempelt, daß auch nicht ein Atom von Menschlichkeit in ihm bleibt. Einer derartigen Darstellung, welche der systematischen Moral und der nach mathematischen Grundsätzen abgemessenen Staatsweisheit zu Liebe geschieht, widersprechen bekannte Züge von Muth, Großherzigkeit und Edelsinn, die man bei solchen Bandenführern gesehen hat. Schon daß sie überhaupt Anführer solcher Menschen

werden, beweist eine ungemeine Ueberlegenheit; denn ihre Obergewalt stützt sich auf Nichts, als ihre eigene Kraft.

Einstmals, als die Bande auf ihren Streifereien bis zu den Ventas von Alocaz gekommen war, kam einer der Spione, welche sie in Utrera hielten, athemlos an und meldete, daß von dort eine Abtheilung Landgendarmen, ohne Zweifel durch kürzlich geplünderte Reisende benachrichtigt, ausgezogen sei und nach den Ventas zu marschire. Die Räuber versteckten sich schnell in einen Olivenwald, kaum aber hatten sie denselben betreten, als sie von einer Schaar Cavallerie überfallen wurden.

Ein mörderisches Geplänkel begann, in welchem die Räuber mit unerschrockenem Muth kämpften; galt es doch ihr Leben!

„Perico,“ sagte Diego, „jetzt oder nie ist die Gelegenheit da, wo Du zeigen kannst, daß Du Dein Brot nicht unverdient issest; hier gilts Kraft gegen Kraft, frisch drauf, wenn Du ein Mann bist!“

Bei diesen Worten warf sich Perico, seiner Sinne kaum mächtig und wie ein Trunkener, den Kugeln entgegen und feuerte hinein in die bedauernswürdige Schaar von Leuten, welche Alles, selbst ihr Leben, für das Wohl der Gesellschaft opfern,

die es ihnen in ihrem Egoismus nicht einmal dankt; es geht ihnen darin wie den Beichtvätern und den Aerzten, die, wenn Leib und Seele gesund sind, verspottet, aber sobald Gefahr da ist, mit Angst herbeigerufen werden. Ein Räuber wurde getödtet, zwei Soldaten verwundet, und eine Kugel Perico's, beinahe aus nächster Nähe abgeschossen, streckte den commandirenden Officier nieder. Die Bestürzung der Soldaten über diesen Unglücksfall machte es den Räubern möglich, zu fliehen.

Sie umgingen Utrera, zogen über die Feldmarken von La Chaparra, Jesus Maria und Venagila und gelangten gegen Abend erschöpft nach Valobrego. Dieses Thal, das unweit Alcalá liegt, ist von Hügeln und Olivenwäldchen umgeben. In dem entlegensten Theile desselben stehen am Rande eines Baches die Ruinen eines Maurenschlosses, genannt Marchenilla. Am Fuße dieser einsamen Ruinen fielen Pferde und Reiter ermattet nieder. Sie löschten ihren Durst im Bache, zündeten bei Einbruch der Nacht ein Feuer an und legten sich sämmtlich schlafen, mit Ausnahme Diego's und Perico's.

„Ein schlechter Tag, Corso," sagte Diego, sein schönes Füllen streichelnd, das seinen feinen Kopf graciös auf- und niederbewegte, als wollte es gleichzeitig die

Worte seines Herrn bestätigen und zu ihm sagen: „Was thut's, hab ich Dich doch gerettet."

„Du hast's schlecht bei mir, mein Junge," fuhr der Räuber fort, der sein Pferd außerordentlich liebte; es war das einzige Wesen in der Welt, für welches er Liebe empfand.

Das Thier, als ob es ihn verstanden hätte, antwortete mit einem muntern Gewieher, stellte sich auf die Hinterbeine, wiegte sich auf denselben hin und her und warf sich dann neben seinem Herrn nieder, indem es ihm die Stirn hinhielt, um sich liebkosen zu lassen.

„Was wird aus Dir werden, wenn man mich fangen sollte?" sagte der Räuber, seinen Kopf auf den Hals des Pferdes legend, das unbeweglich liegen blieb.

„Wahrlich," fuhr er fort, sich Perico gegenüber an's Feuer setzend, „Dir verdanken wir's, daß wir heute so wohlfeilen Kaufes davon gekommen sind."

„Mir?" fragte Perico erstaunt.

„Ja," antwortete der Hauptmann, „denn der Befehlshaber des Corps war ein tapferer Officier, der keinen Spaß verstand und das Land kannte, der Sohn der Gräfin von Villaoran, der uns Etwas

zu schaffen gemacht hätte, wenn Du ihn nicht todtgeschossen hättest."

„Gott sei mir gnädig!" rief Perico aus, indem er aufsprang und die gefalteten Hände zum Himmel erhob, „was sagt Ihr? Das war der Sohn der Gräfin und ich habe ihn gemordet?!"

„Was erschreckt Dich so?" antwortete Diego. „Glaubtest Du etwa, wir schössen mit Anisförnern? Teufel!" fügte er verdrießlich hinzu, „ich fange an, mich immer mehr über Dich zu ärgern. Stellst Du Dich nicht an, wie ein Comödiant mit Deinen Geberden und Deinem Ach und Weh? Meiner Treu', der Baugefangene hat Recht, Du hast Deinen Beruf verfehlt; statt das lustige Leben zu wählen, hättest Du Mönch werden müssen. Nun, halt Wache!" fügte er hinzu, indem er sich in seinen Mantel wickelte, sein Gewehr zwischen die Knie nahm und seinen Kopf auf einen Stein legte.

Für Perico bedurfte es der Erinnerung nicht. In seinem verzweifelten Schmerz raufte sich der Unglückliche die Haare aus und verwünschte sich selbst. Er hatte den Sohn der Herrin und Wohlthäterin seines Onkels und seiner Tante, den Gefährten seiner Kindheit, getödtet.

Sechstes Capitel.

Wie traten dem unglücklichen Perico in dieser schrecklichen Nacht die Scenen seines ruhigen häuslichen Glückes, das nun für immer verloren war, vor die Seele! Und was hatte er dafür eingetauscht? Seine entsetzliche gegenwärtige Lage!

Nichts regte sich um ihn her; er sah Nichts als die Nacht, traurig und einförmig wie sein Unglück, ein Feuer, brennend wie sein Gewissen, eine Finsterniß,. kalt und undurchdringlich wie seine Zukunft.

„Göttliche Allmacht!“ sprach er zu sich selbst. „Das sehe ich vor mir, das liegt hinter mir, das dulde ich und sterbe nicht!“

Die rothe und flackernde Flamme des Wachtfeuers warf von Zeit zu Zeit einen plötzlichen hellen Schein auf die dunkeln und seltsamen Formen der

Ruinen, die dann plötzlich wieder in schwarzem Schatten verschwanden, wie eine beinahe erloschene Erinnerung im Dunkel der Zeit.

Seine angsterfüllte Seele hörte Seufzer in dem Schweigen, sah Schreckbilder in der Finsterniß. Wimmernde Töne klagten ihn an, Finger drohten ihm, Augen blickten auf ihn . . . und nein, er hatte sich nicht getäuscht; als der klare Schein der Flamme, die, vom Winde bewegt, sich wieder belebte, die Gegenstände bestimmt und in ihrer wahren Gestalt hervortreten ließ, sah Perico hinter einem Ruinenstücke, das, noch aufrecht stehend, auf die von der Zeit hinabgestürzten Trümmer herabsah, zwei stechende schwarze Augen ihn starr anblicken. Perico war so erschrocken und so ungewiß, ob das, was er sah, Wirklichkeit oder eine Schöpfung seiner Phantasie war, daß er nicht wußte, sollte er sich durch das Zeichen des Kreuzes unter den Schutz des Himmels oder durch einen Alarmruf unter den der Menschen stellen.

Da sah er hinter der steinernen Ruine eine menschliche, hinter der Zerstörung durch die Zeit ein Stück Zerstörung durch die Schande hervortreten, eine widerliche, alte und schmutzige Zigeunerin. Ihre fleischlosen Glieder waren mit einem Unterrocke von

braunem Flanell bedeckt, dessen Farbe mit der der Ruine verschmolz; um ihren Hals war ein Tuch gebunden, und ihre schlaffen weißen Haare umhüllte eine braune wollene Mantille.

Perico stand unbeweglich wie eine Bildsäule des Entsetzens oder als sei das abschreckende Antlitz ein Medusenhaupt.

„Sei unbesorgt," sagte die Gestalt näher tretend, „Du brauchst nicht zu erschrecken, ich komme nicht in böser Absicht. Ich wußte, daß Du hier warst und habe das Gerücht ausgesprengt, daß Ihr nach der Sierra de Ronda hinzöget und daß man Euch in der Gegend von Espera und Villa Martin gesehen habe."

„Weshalb kommst Du denn hierher?" rief Perico aus, der eine unwillkürliche Abneigung gegen das Weib empfand.

„Um Dir Etwas zu verschaffen, das Dich für immer glücklich machen kann," antwortete diese.

„Zu dem, was Du verschaffen kannst," erwiederte Perico, „habe ich nicht viel Zutrauen."

„Etwa weil ich häßlich bin?" sagte die Zigeunerin, „je nun! wenn hinter der schlechten Schale nur ein guter Kern steckt. Ich bringe einen Schatz, Du brauchst nur die Hände danach auszustrecken."

„Einen Schatz?“ fragte Perico, den dieses Wort, anstatt seine Habgier zu erregen, auf den Gedanken brachte, daß die Alte wahnsinnig sei. „Einen Schatz?“ wiederholte er; „und wo ist der?“

Die Alte, welche in dieser Frage nur sah, was sie zu finden dachte, Habgier und Durst nach Geld, näherte sich Perico, und als ob sie fürchtete, der Nachthauch möchte im Vorbeiwehen ihre Worte auffangen und der Fluch sie in der Luft zerstören, flüsterte sie ihm in's Ohr:

„In der Kirche!“

Wie vom Donner gerührt, trat Perico einen Schritt zurück; gleich darauf aber sprang er mit der Behendigkeit eines Tigers auf das Zigeunerweib zu, packte sie, und indem er sie aus der Nähe des Platzes wegstieß, konnte er mit halberstickter Stimme nur die Worte hervorbringen:

„Fort mit Dir!“

„Ich gehe nicht,“ sagte die Alte, ohne sich einschüchtern zu lassen, „ich will mit dem Hauptmann und dem Baugefangenen sprechen und ich werde mit ihnen sprechen.“

In der Angst, daß sie ihren Vorsatz ausführen möchte, und um sie zu zwingen, sich zu entfernen,

ergriff Perico einen Dolch und zückte ihn gegen das Weib.

Die Klinge blitzte im Scheine der Flamme, das Weib that einen Schrei und die Räuber erwachten.

„Was ist das?“ rief Diego. „Was geht vor? Perico, willst Du ein Weib tödten?“

„Nein, nein, ich will sie nicht tödten,“ rief Perico, „ich will sie nur fortjagen.“

„Und zwar deshalb,“ sagte das Weib, „weil ich trotz Mühen und Gefahren hierher gekommen bin, um Euch ein Mittel zu verschaffen, das mühselige Leben, das Ihr führt, aufgeben zu können und mit einem Male reich zu werden wie der Rubio de Espera, den ein bedeutender Diebstahl in den Stand setzte, über's Meer zu gehen und herrlich und in Freuden zu leben.“

Die Räuber gruppirten sich um die Alte, und der Baugefangene setzte ihr ein Stück herabgefallenes Gemäuer als Präsidentenstuhl hin.

„Hört sie nicht an! Hört sie nicht an!“ rief Perico außer sich; „sie muthet uns einen Kirchenraub zu!“

„Herr,“ sagte der Baugefangene zu Diego,

„sagt doch diesem Pater Trostsprecher,*) daß er den Mund hält und es nicht macht wie der Regen um Johannis, der den Wein stiehlt und dafür kein Brot gibt. Hört man doch den Blinden auf der Straße zu, darum laßt das Weib reden, und wir wollen sehen, was sie bringt; um Alles in der Welt heißt den Unglücksvogel schweigen.“

Diego schwankte, wendete sich dann aber zu der Alten. Da sah Perico, daß Nichts mehr zu machen war, denn Diego folgte immer seinem ersten Antrieb, und in Verzweiflung entfernte er sich und lief wie ein Rasender zwischen den Olivenbäumen hin und her.

Die Zigeunerin hatte Alles berechnet und ihre Maßregeln waren gut getroffen. Die großen, so hoch angeschlagenen Vortheile, die leicht zu besiegenden Schwierigkeiten, die so gut ausgesonnenen Vorsichtsmaßregeln, die sie ausführlich entwickelte, verfehlten ihre Wirkung nicht. Die Versuchung, welche mit der einen Hand Blumen bietet und mit der andern Disteln verdeckt, überzeugt die Einen und verführt die Andern. Alle Maßregeln wurden getroffen, Signale und Stunde bestimmt, und ehe noch

---

*) Padre agonizante, ein Mönch, der den Sterbenden Trost zuspricht. Anm. d. Uebersetzers.

die Hähne als getreue Schildwachen den Tag verkündeten, machte sich die Schaar auf den Weg nach dem einsamen Wirthshaus „zum Raben," die Alte aber schlich wie eine listige und giftige Schlange wieder in ihre Höhle im Berge von Alcalá, dort, wo sie im Schooße der Erde die Freventhat, welche im Tempel Gottes vollbracht werden sollte, ausersonnen, wo sie Nachts zwischen Ruinen die Bösewichter dazu verführt hatte.

Siebentes Capitel.

Langsam verstrichen am folgenden Tage die Stunden den müßigen Gästen des Wirthshauses „zum Raben.“

Alle Vorstellungen und Bitten Perico's, um Diego von seinem gottlosen Vorhaben zurückzubringen, waren vergeblich gewesen. Diego hatte nie verstanden, umzukehren, und diese unvernünftige Hartnäckigkeit bei aller Erkenntniß eines schlechten Weges hatte ihm Ehre und Rechtschaffenheit gekostet und sollte ihm Freiheit und Leben kosten. Noch mehr; auf Antrieb des Baugefangenen zwang Diego Perico, der sich zuletzt von der Bande trennen wollte, sie auf der schändlichen Unternehmung zu begleiten; denn — behauptete jener Nichtswürdige — dies sei das einzige Mittel, zu verhindern, daß der „Duckmäuser“ hinginge und sie angebe.

Endlich wandte die Erde der Sonne den Rücken und hüllte sich in ihren schwarzen Mantel.

Alle stiegen zu Pferde und kamen um Mitternacht bei dem großen verfallenen Castelle von Alcalá an. Diego pfiff drei Mal und aus einem der Kellergewölbe in der Grundmauer des Castells trat die Zigeunerin mit einer Blendlaterne in der Hand.

Die Räuber stiegen ab und folgten ihr.

Perico, des bösen Weges, auf welchem er sich befand, sich wohl bewußt, war ungewiß, was er thun sollte; aber seine Gefährten umringten ihn und schleppten ihn mit, wohin die Zigeunerin sie führte. Nachdem diese die Räuber mit leiser Stimme gegrüßt und in unverständlichem Kauderwelsch zu ihnen gesprochen hatte, öffnete sie mit einem Dietrich die Thür eines kleinen Hofes, in welchem sich zwischen Schutt und Bauholz ein Hinterpförtchen der Sacristei befand. In diese trat das gottlose Weib, nicht ohne Schauder und vor dem Geräusch ihrer eigenen Fußtritte zitternd, ein.

Welch ein überaus erhabenes und Ehrfurcht gebietendes Schauspiel gewährt ein verlassenes Gotteshaus zur Nachtzeit! ... Auch die reinsten und frömmsten Seelen versinken bei dem Anblick in tiefes, mit Schauern gemischtes Nachsinnen, und keine Ungläu-

bigkeit ist stark genug, dem Herzen dessen, der den Ort zu betreten wagt, Muth zu machen. Wie groß und schauerlich erschienen die düstern Schiffe! Wie hoch jene Gewölbebogen, die, von steinernen Riesen getragen, sich in dem geheimnißvollen Dunkel eines sternenlosen Himmels verlieren! — Dort in einer tiefen und düstern Capelle bleiben wir schaudernd und erstarrt stehen vor der kalten Statue, die auf einem Grabe schläft und der, obwohl wir kaum ihre Umrisse unterscheiden können, die Dunkelheit selbst Bewegung zu verleihen scheint. Dem Hochaltar, noch duftend von dem Weihrauch und den Blumen des Morgens und durch die Finsterniß matt hindurchschimmernd, dem allgemeinen Mittelpunkte des Glaubens, dem Throne der Liebe, der Zuflucht der Hoffnung, dem freigebigen Spender süßen Trostes, dem Schutze des Schwachen, wenden sich die Blicke, die Schritte, die Herzen zu! — Vor dem Tabernakel brennt die einsame Lampe, die Wächterin des Heiligthums, ohne einen andern Zweck, als zu leuchten, denn das Licht ist die Erkenntniß Gottes: eine heilige, geheimnißvolle Lampe, ein liebliches und beständiges Brandopfer, eine Flamme, ewig wie die göttliche Barmherzigkeit, heiß wie die Liebe, schweigend wie die Ehrfurcht, heiter und ruhig wie die Hoff-

nung. Der funkelnde Widerschein dieses Lichtes verkürzt und beleuchtet einige hervorspringende Punkte der geschnitzten Arabesken des vergoldeten Altarblattes und gibt ihnen das phantastische Aussehen von Augen, die in frommer Schlaflosigkeit wachen. Da wird das Gemüth durch Nichts zerstreut; jene vollkommene Unbeweglichkeit, jenes ununterbrochene Schweigen, bilden gleichsam einen Zwischenzustand des Lebens, der nicht Tod, nicht Schlaf ist, der aber die Feierlichkeit des erstern und die Süßigkeit des letztern hat.

So war die Kirche von Alcalá, als die Straßenräuber, denen die Laterne der widerlichen Zigeunerin leuchtete, in das Gotteshaus eintraten, den unglücklichen Perico gewaltsam mit sich ziehend.

„Laßt ihn los, schließt zu und sprengt jene Thür," sagte Diego.

„Er wird schreien und uns verrathen," antworteten die Andern.

„Laßt ihn los, sag' ich," antwortete der Hauptmann. „Wer soll ihn hören? Was soll er machen?"

„Er kann schreien," antwortete Leon, während er mit Hilfe der Zigeunerin den Hochaltar seiner silbernen Kleinodien beraubte.

„Nun, dann habt Acht auf ihn."

Und zwei von den Räubern, die ohne Zweifel furchtsamer waren und die Hand nicht an heilige Dinge legen wollten, näherten sich Perico.

Dieser, der wie alle Menschen, die Selbstbeherrschung besitzen, heftig und kühn war, wenn die Umstände ihn zwangen, aus sich herauszutreten, gewann seine ganze Energie wieder und brach aus:

„Die Hüte ab, Ihr Leichenräuber, Ihr seid im Hause Gottes!“

„Steckt ihm einen Knebel in den Mund, rasch!“ schrie der Hauptmann wüthend.

Und sofort wurde ihm, trotz seines Widerstandes, ein Tuch in den Mund gesteckt.

Als er aber sah, wie die Zigeunerin und Leon die Thür des Tabernakels erbrachen, rief er, ungeachtet das Tuch ihn zu ersticken drohte, mit der Kraft der Verzweiflung und indem er sich auf die Knie warf, aus:

„Kirchenschändung! Kirchenschändung!“ — Entsetzliches Wort, das durch die Capellen tönte, an dem Gewölbe wie Donner zwischen den Wolken widerhallte, das große und klangvolle Instrument, welches das imponirende Deprofundis und das herrliche Tedeum begleitet, aus seinem Schlummer weckte

und sich zwischen seinen metallenen Röhren verlor, wie ein schmerzlicher Seufzer. — Einen Augenblick überlief jene Elenden ein kalter Schauder. Selbst Diego zitterte. Schnell gefaßt aber trat er wüthend auf Perico zu, stieß ihn gegen die Steinplatten des Fußbodens, trat ihn, warf Flüche gegen ihn aus und befahl den Uebrigen, ihn mit Kolbenstößen zu tödten, wenn er noch ein Wort spräche. Der Unglückselige, auf der Erde liegend und von den Banditen gemißhandelt, stammelte, seiner Sinne kaum mächtig:

„Barmherzigkeit, Herr, Barmherzigkeit!"

„Tödtet ihn, wenn er sich muckst," wiederholte Diego, „und laßt uns eilen; denn die Nacht klärt sich auf und man kann uns von hier weggehen sehen."

Wirklich brachen sich in diesem Augenblicke die Wolken und ein Mondstrahl fiel durch die Rundfenster der Kirche und küßte den Fuß eines Wunderbildes der unbefleckten Empfängniß.

„Verdammter Mond!" schrie die Zigeunerin, schreckliche Lästerungen hinzufügend. Und Alle, im Lichte jener plötzlichen Klarheit vor ihrem eignen Anblick erschreckend, beeilten die Plünderung und vollbrachten ihr gottloses Werk.

Noch vergoldete die Sonne nicht die Giralda,

als die Räuber, mit ihrer Beute beladen, in der Nähe von Sevilla anlangten. Sie ließen ihre Pferde in einem Olivenwald unter der Obhut des Baugefangenen und gingen, Jeder durch ein anderes Thor, in die Stadt, um an einem von der Zigeunerin bezeichneten ablegenen Orte wieder zusammenzukommen, wo ein schon vorher benachrichtigter Goldschmied die Kleinodien in Empfang nahm, wog und bezahlte. Als aber die Räuber wieder zu dem Orte zurückkamen, wo sie den Baugefangenen mit den Pferden gelassen hatten, fanden sie Nichts.

„Der Hund hat uns verkauft!“ sagte Einer.

„Und wozu?“ antwortete Diego; „er hat hier noch seinen Antheil, der wahrscheinlich mehr beträgt, als seine Verrätherei ihm einbringen würde.“

„Er wird Leute gesehen und sich nach dem „Raben“ geflüchtet haben,“ meinte Perico.

Wege und Stege zur Seite liegen lassend und durch die Olivenwälder dahinschleichend, zogen sie nach der Schenke.

Aber auch hier kein Baugefangener.

„Armer Corso!“ sagte Diego, und eine Thräne, bitter wie Aloe, glänzte einen Augenblick in seinem Auge. Schnell aber faßte er sich wieder. „Wir sind verrathen,“ sagte er, „nun gilt's, uns zu retten.

Den Fluß hinunter, der Grenze zu, nach Ayamonte, nach Portugal; eines Tages werd' ich ihn finden, an dem Tage aber wird er wünschen, er wäre nie geboren!"

Eben wollten sie aufbrechen, als die Zigeunerin erschien, um ihren Antheil am Raube zu fordern. Alle bestürmten sie mit Fragen über das Verschwinden des Baugefangenen, aber sie wußte Nichts und schien sehr unruhig.

„Ihr seid hier nicht sicher und müßt Euch entfernen," sagte sie. „Der älteste Sohn der Gräfin von Villaoran hat geschworen, den Tod seines Bruders zu rächen; er hat vom Generalcapitän Mannschaft verlangt und verfolgt Euch. Ich, meines Theils, gehe; der Boden brennt mir unter den Füßen."

„Er wird Dich nicht verbrennen," rief Einer.

„Er wird Dich nicht verschlingen," rief ein Anderer.

Still wie eine Natter, nachdem sie ihr Gift in der von ihr verursachten Wunde zurückgelassen hat, verschwand die Alte zwischen den Olivenbäumen.

„Frevel gegen das Haus Gottes!" sagte der Eine.

„Beraubung des Allerheiligsten!" fügte ein Anderer hinzu.

„Schweigt,“ rief Diego; „wozu soll das jetzt? Geschehene Dinge sind nicht zu ändern. Fort!“

In diesem Augenblicke ließ sich Pferdegetrappel hören und Perico, den Diego als Wache ausgestellt hatte, stürzte herein und meldete, daß der Baugefangene mit den Pferden angekommen sei. Ein allgemeines Freudengeschrei empfing den Baugefangenen, der nun erzählte, er habe, da er Soldaten gesehen, sich verbergen müssen und nur auf großen Umwegen zurückkommen können. „Jetzt aber,“ fügte er hinzu, „laßt uns keine Zeit verlieren; wir werden verfolgt, Capitän, hier ist Corso; ich hab’ ihn gut gepflegt, denn ich weiß ja, wie sehr Ihr ihn liebt.“

Diego streichelte voller Freude das edle Thier und schwur ihm im Herzen, sich nie wieder von ihm zu trennen.

Sie zogen nun rasch vorwärts, als plötzlich, beim Eingang in einen Hohlweg, vor ihnen, hinter ihnen, über ihren Köpfen der schreckliche Ruf erscholl:

„Ergebt Euch dem Könige!“

Sie waren von einer Abtheilung Cavallerie umringt; Diego wurden ein Paar Pistolen auf die Brust gesetzt; ein Mann fiel seinem Pferde in den Zügel.

Diego blickte mit unverstellter Ruhe um sich,

denn er kannte die Schnelligkeit seines Pferdes, welches abgerichtet war. Schnell wie der Blitz zog er den Dolch, versetzte den Händen, die seine Zügel festhielten, mehrere Stiche, drückte kräftig die Knie in seines Pferdes Weichen, beugte sich über seinen Hals und rief:

„Frisch, Corso, rette Deinen Herrn.“

Das edle und kluge Thier bäumte sich krampfhaft, fiel aber auf sein Hintertheil zurück und bemühte sich vergebens, wieder aufzustehen . . . die Kniekehlen waren ihm durchschnitten!

Diego erkannte den Streich und die Hand, die ihn vollführt; rasend vor Wuth sprang er zur Erde, aber der Nichtswürdige war unter dem Menschenhaufen, der sich in dem Engpasse sammelte, verschwunden.

Diego wurde, ohne Widerstand zu leisten, gefangen.

Beim Hinausgehen aus dem Engpasse, wandte Diego den Kopf um und warf einen letzten Blick auf sein Pferd, das, unbeweglich daliegend, ihm mit seinen großen Augen traurig nachsah.

Nur einer Seele von Diego's Organisation, seiner wilden Energie, seiner Willensstärke war es möglich, die Wuth, die in seiner Brust kochte, und

den Schmerz, der sein Herz zerriß, unter einer aller Furcht trotzenden Ruhe zu verbergen.

Die Soldaten entwaffneten die Räuber und banden ihnen die Hände auf den Rücken.

„Welcher ist,“ fragte der Graf von Villaoran, als er sie Alle beisammen sah, „welcher ist der Mörder meines Bruders?“

Die Räuber schwiegen auf einen Blick Diego's, der ihnen, selbst gefangen und gefesselt, noch imponirte.

„Wer war's?“ fragte der Graf noch einmal mit vor Wuth erstickter Stimme.

„Ich,“ antwortete Perico.

Der Graf wandte sich zu dem jungen Manne, der gesenkten Hauptes dastand und auf den er bis dahin nicht geachtet hatte; als er ihm aber genauer in's Gesicht sah, entfuhr seinen Lippen ein Schrei des Entsetzens.

„Du!“ rief er aus, „Perico Alvareda? O namenlose Schändlichkeit! Beispiellose Ruchlosigkeit! Arme Anna! Unglückliche Mutter, die Dir das Leben gab! Unglückliche Kinder! Unselige Rita! Wisse denn, Bösewicht,“ fuhr der Graf heftig fort, „daß Deine Frau unermüdlich thätig gewesen ist, Begnadigung für Dich zu erlangen. Tribunale und Richter haben

sie immer zu ihren Füßen gesehen. Ventura hat Dir vor seinem Tode verziehen. Pedro hat Dir verziehen. Mein unglückseliger Bruder war eifrig und unermüdlich thätig für die Deinigen. Er erwirkte Begnadigung für Dich vom Könige. Alle suchten Dich mit Sehnsucht, und er mehr als alle Andern. Er fand Dich ... O hätte er Dich nie gefunden!"

Diego, welcher bemerkt hatte, welch' ein ungeheurer Schmerz sich in dem eingefallenen, todeskalten und todesblassen Gesichte Perico's malte und daß er nahe daran war, umzusinken, sagte zum Grafen:

„Señor, seht Ihr nicht, daß Ihr ihn tödtet?"

„Ich werde dem Henker nicht vorgreifen," erwiederte der Graf, sein Pferd besteigend. „Nach Sevilla!"

„Muth!" flüsterte Diego dem vernichteten Perico in's Ohr. „Sieh uns an, wir gehen Alle zum Tode und sind Alle ruhig."

Unter den Verwünschungen des durch ihre letzten Frevel mit Abscheu erfüllten Volkes zogen sie in Sevilla ein; noch größer aber wurde die Entrüstung, als sie den schändlichen Verräther, der sie verkauft hatte, frei zwischen ihnen einhergehen sahen. Dies war der nichtswürdige Baugefangene, der auf diese

Weise seine Begnadigung erkauft und sich den Preis verdient, der auf die Auslieferung Diego's gesetzt war, des berüchtigten Räuberhauptmanns, der so lange alle Bemühungen seiner Verfolger vereitelt hatte.

Der Baugefangene mußte fliehen und sich vor den Mißhandlungen, die ihm droheten, verbergen. Gegen Abend klopfte er an die Thür einer übelberüchtigten Weinschenke in der Vorstadt Macarena; kaum aber hatte der Besitzer ihn erkannt, als er zu ihm sagte:

„Thu' mir den Gefallen und geh' hin, woher Du gekommen bist."

„Was soll das heißen?" sagte der Baugefangene; „seit wann empfängt man hier die Freunde auf diese Weise?"

„Ich sage es Dir zu Deinem Besten," antwortete der Wirth, „denn wenn Dich die Jungen hier finden, so mag ich nicht in Deiner Haut stecken. Folge meinem Rath und mach' Dich aus dem Staube und rasch, ohne Dich umzusehen."

„Aber seht doch nur, wen Ihr vor Euch habt. Die Andern sind noch schlechter als ich und wären im Stande, ihre Väter für eine Peseta zu verkaufen."

„Das mag sein; Einer ist noch schlechter als der Andere, aber ich will keinen Lärm im Hause

haben. Geh', es führen viele Wege nach Rom," fuhr er fort, den Baugefangenen zur Thür hinausschiebend, die er mit den Worten schloß:

„Die heilige Magdalena geleite Dich, denn die geleitet die Verliebten."

„Und die Reuigen," fügte eine Stimme hinzu, die aus dem Dunkel selbst zu kommen schien, „und Du wirst bereuen, Elender!"

Am folgenden Morgen fand man an der Kirchhofsmauer den Leichnam eines Menschen, das Herz von einem Dolchstiche durchbohrt; es war der Leichnam des Verräthers.

Achtes Capitel.

Das Gefängniß von Sevilla war damals schlecht gelegen, in einer engen Straße, beinahe im Mittelpunkte der Stadt. Es war ein häßliches, kleines und finsteres Gebäude, welchem der Ernst der gesetzlichen Gewalt und jene Würde fehlte, welche die Menschlichkeit dem Unglück, auch dem des Verbrechers, schuldet. Wenige Schritte von jenem schrecklichen Mittelpunkte roher Verderbtheit und cynischer Verworfenheit mündete die Straße in den großen Platz San Francisco, der zwar unregelmäßig und nicht sehr groß, aber von Gebäuden umschlossen ist, die ihn zum bedeutendsten Platze der berühmten Hauptstadt Andalusiens machen. Zur Rechten erhebt sich das Rathhaus, dessen herrliche Architektur bei Einheimischen und Fremden für eine von den Zierden des Schmuckkästchens Sevilla gilt, welche

aber dessenungeachtet die Vandalen der Aufklärung, die wir für weit größere Zerstörer halten als die wirklichen Vandalen, in unserer Zeit zu zwei verschiedenen Malen haben niederreißen wollen. Zur Linken, einen vorspringenden Winkel bildend, liegt das regelmäßige und ernste Gebäude der Audiencia, jenes Tribunals, welches seine allumfassende Gewalt von der Gerechtigkeit erhält. Gleich einem Sterne der Milde blickt von dem Gebäude hernieder die Uhr, die zehn Minuten zu spät geht, eine Gesetzwidrigkeit, die unsere Achtung verdient, denn diese zehn Minuten werden dem Verbrecher, bevor die schreckliche Stunde seiner Vernichtung schlägt, zu seinem Leben zugelegt. Alle Gesetze und Gewohnheiten des alten Spaniens tragen das Gepräge der christlichen Liebe; für Den, der ruhig den Pfad des Lebens wandert, sind zehn Minuten Nichts; für den aber, der sterben soll, sind sie so viel! Zehn Minuten auf der Schwelle des Todes können für den Richterspruch über die Ewigkeit entscheidend sein; zehn Minuten kann eine unerwartete, aber mögliche Begnadigung sich verspäten. Aber wären diese geistlichen und weltlichen Rücksichten nicht vorhanden, wäre diese ehrwürdige Anordnung unserer Vorfahren eben Nichts weiter als ein dem Sterbenden bewilligtes

Almosen von zehn Minuten, so würde dieses Almosen doch immer beweisen, daß jene katholischen Richter auch ihren strengsten Sprüchen das Gepräge christlicher Liebe aufzudrücken wußten. Von dieser Seite sieht es auch das Volk an, das diese Einrichtung kennt und hohen Werth darauf legt. — O Spanien, was für Beispiele hast Du in allen Beziehungen der Welt gegeben, Du, das jetzt um fremde Muster bettelt!

An der einen Seite des Stadthauses und einen hineinspringenden Winkel bildend, steht das Kloster San Francisco mit seinem Vorhof und seiner großartigen Kirche. Säulengänge fassen gleich alterthümlichen steinernen Festons die übrigen Seiten des Platzes ein, auf dessen der zuerst erwähnten entgegengesetzten Seite eine große Marmorfontäne steht, deren Wasserstrahl ebenso constant und dauernd ist, wie das Material, aus welchem das Becken besteht.

An jenem Tage waren der Platz San Francisco und die anstoßenden Straßen von einer ungewöhnlich großen Menschenmenge bedeckt. Was führte sie zusammen? Weshalb war sie gekommen? Einen Menschen sterben zu sehen! Aber nein, nicht um einen ihrer Brüder *sterben*, sondern um ihn *tödten* zu sehen. *Sterben* ist feierlich, aber nicht schreck-

lich, wenn der Todesengel sanft die schon gebrochenen Augen zudrückt und so der Seele Flügel gibt, um sich in höhere Regionen zu erheben. Aber tödten sehen, sterben sehen von Menschenhand in aller Qual, aller Todesangst der Seele, das ist entsetzlich! Und da laufen und eilen und drängen sich die Menschen, um die Vollziehung des gesetzlichen Spruches recht aus der Nähe anzusehen! Aber nicht Vergnügen, nicht Neugier zieht die bestürzte Menge dahin, sondern jene unselige Gier nach Aufregung, die dem widerspruchsvollen Menschenherzen eigen ist; das kann man in jenen bleichen und gespannten Mienen lesen.

Ein dumpfes Gemurmel lief durch das dichtgedrängte Volk, über dessen Häuptern jenes große Gerippe hervorragte, jener Pfeiler der Schande und Todesqual, jener Usurpator der Mission des Todes, jener Boden der Verlassenheit, auf den sich nur der Priester wagt, der schauerliche Galgen, der des Nachts bei trübem Laternenschein aufgerichtet wird, weil Diejenigen, welche ihn aufrichten, sich vor Gottes Sonne und den Blicken ihrer Nebenmenschen scheuen. Von Zeit zu Zeit überlief ein Schauder die Menge bei den traurigen Klängen der Glocke von San Francisco, die einem Lebenden galten, der nur noch für Gott

existirte, weil die Welt ihn aus der Liste der Erstern gestrichen hatte! Sie klang so tief klagend, wie wenn diese Stimme der Kirche nicht als Fürbitte für eine Seele zu Gott empor, sondern als ernste und zornige Mahnung zu den Sterblichen hinuntersteigen sollte. So schien jene ganze furchtbare Feierlichkeit, die gleichsam mit der Luft eingeathmet wurde und die Brust zusammenschnürte, sagen zu wollen: Sterbt, Ihr Verbrecher, den Tod der Sühne für die sündige und entartete Menschheit!

Nur die Fontäne, rein und klar, murmelte ruhig ihr sanftes und eintöniges Lied weiter, unbekümmert, gleich der Kindheit und der Unschuld, um die Schrecken dieser Erde. O Unschuld, Hauch des Paradieses, welchen in dieser verdorbenen Atmosphäre noch die Kinder und jene bevorzugten Wesen einathmen, die, gleich dem Sinnbilde des Glaubens, eine Binde vor den Augen tragen, um zu glauben, ohne zu sehen, und eine andere um das Herz, um zu sehen, ohne zu begreifen, die gleich der Liebe das Herz in der Hand und gleich der Hoffnung die Augen zum Himmel gerichtet haben. O Unschuld, mögen Dich stets Achtung, Liebe und Bewunderung umgeben, die Du als Tochter des Himmels verdienst.

Es gibt zwei Arten von Christenliebe. Die

eine lindert die materiellen Leiden, auf materielle Weise und mit Geld; sie ist schön und edel, aber leicht und allgemeine Pflicht. Die andere lindert die moralischen Qualen und zwar moralisch; diese Art der christlichen Liebe ist erhaben und göttlich.

Von der „Brüderschaft der christlichen Liebe“ wird wenig Rühmens in der Welt gemacht, die so viele Anlässe zum Tadel und so wenige zum Lobe findet. Und wer sind denn Diejenigen, welche diese herrliche Gemeinschaft bilden? Etwa Die, welche so viel Papier und so viel leere Redensarten zu Gunsten der Humanität, Philanthropie und Brüderlichkeit verschwenden? Nein, keiner der Letztern läßt sich herab, in diese Corporation einzutreten, die ihrem größern Theile nach aus den Angesehensten derjenigen Orte besteht, in welchen sie ihren Sitz hat. Und weshalb? Weil zwischen Theorie und Praxis, zwischen Wort und That noch ein großer Abstand ist.

Einige Zeit nach dem im vorigen Capitel Erzählten sah man die vornehmsten Herren von Sevilla mit einem Körbchen in der Hand durch die Straßen der Stadt laufen, mit ernster Stimme die Worte wiederholend:

„Für die Unglücklichen, die gerichtet werden sollen!“

Sehen wir ab von dem Verdienste, der Aufrichtigkeit und der Menschlichkeit dieser Männer; sehen wir ab, wenn dies möglich ist, von dem Vortheil und Nutzen dieses schönen Werkes der Mildthätigkeit für den, welcher es thut, und für den, welcher es empfängt, und betrachten wir die Sache ganz an und für sich: ist es nicht an und für sich schon ein großes und herrliches Beispiel für das Volk? Eine praktische Lehre, die etwas mehr werth ist als die giftgeschwollenen Zeitungen, die seine bösen Leidenschaften zu fremdem Vortheil aufregen und entfesseln. *)

Diego und die Mitglieder seiner Bande befanden sich in der Capelle des Gefängnisses. Verschiedene Mitglieder der „Brüderschaft der christlichen

---

*) Es sei uns erlaubt, hier eine neuerliche und authentische Thatsache anzuführen. Im Jahre 1847 wurde in Jerez ein gewisser José Rojas wegen Mordes hingerichtet. Die vornehmsten Männer der Stadt beteten für den Verurtheilten, blieben bei ihm in der Capelle, begleiteten ihn zum Galgen und legten ihn in den Sarg. Die gesammelten Almosen beliefen sich auf 6000 Realen. Ueber diese verfügte der Verurtheilte und bestimmte eine bedeutende Summe für die Wittwe des Gemordeten. Erhabene, nie hoch genug angeschlagene und bewunderte Nächstenliebe der katholischen Religion!

Anm. d. Verfasserin.

Liebe" leisteten ihnen, einander ablösend, fortwährend Gesellschaft, Männer, die ihre Familien, ihre Bequemlichkeit und ihre Geschäfte im Stiche gelassen hatten, um die Todesangst dieser Unglücklichen zu theilen, ihnen ihre letzten Augenblicke zu erleichtern, ihren Wünschen mit einer Aufmerksamkeit, wie sie keinem Könige zu Theil wird, zuvorzukommen und Balsam in die Wunde des Richtschwertes zu gießen.

Der Graf von Cantillana und der Marquis von Greñina, zwei der eifrigsten und hingebendsten Mitglieder jener frommen Verbrüderung, waren hingegangen, um von den Richtern, welche, so lange die Abführung zum Galgen und die Hinrichtung der Verurtheilten dauert, innerhalb des Gefängnisses Sitzung halten, die Leichname der Unglücklichen zu erbitten.

Die Formel, welche bei diesem herrlichen und rührenden katholischen Gebrauch eingeführt ist, lautet folgendermaßen:

„Wir kommen im Namen des Joseph und des Nikodemus und bitten um die Erlaubniß, den Leichnam von der Richtstätte wegzunehmen." *)

---

*) Wir wissen aus dem Munde vorurtheilsfreier Leute (so nennen sich heutzutage Diejenigen, welche sich mit ihrer Herzlosigkeit, ihrem Mangel an Glauben und ihrer Verachtung gegen Alles, was unsere Voreltern gedacht und gethan

Der Richter gewährt ihre Bitte und sie entfernen sich wieder.

Jeder Verurtheilte hatte seinen Beichtvater zur Seite, einen heiligen Stab, die Schritte, die zum Schaffote führen, zu stützen.

Nachdem Perico seine sacramentale Beichte abgelegt hatte, sprach er zu dem ehrwürdigen Mönche, der ihm beistand:

„Mein Name ist nicht bekannt; man kennt mich nur unter dem: „Perico der Traurige;“ da aber zwischen Himmel und Erde Nichts verborgen bleibt, werden die Meinigen früher oder später mein Schicksal erfahren. Habt die Barmherzigkeit, frommer Vater, meinen letzten Wunsch zu erfüllen. Bringt selbst meiner Mutter die Nachricht. Sagt ihr, daß ich voll Reue und Zerknirschung und nicht so schuldig, wie es scheint, gestorben bin. Das Böse ist ein Abgrund, in welchen der Mensch durch das Gewicht der ersten Schuld, die er begeht, hineingerissen wird, und diese Schuld, die so schwer auf mir gelastet hat und noch lastet, beging ich, weil ich einen eiteln Tand, welchen die Mensche Ehre nennen

haben, brüsten), daß der tiefe und ergreifende Eindruck dieser Scene ihnen stets unvergeßlich sein werde.

Anm. d. Verfasserin.

und der bisweilen mit Blut erkauft wird, den Vorschriften des Evangeliums vorzog, welche aus dem Leiden eine Tugend und aus dem Verzeihen ein Gebot machen. O Vater, wie ganz anders erscheinen die Dinge dieses Lebens auf der Schwelle des Todes! Sagt meiner armen Schwester, der ich den Bräutigam gemordet habe, daß ich ihr einen himmlischen anempfehle, der sie nie hintergehen wird. Dem alten Pedro sagt, daß ich weiß, daß er mir verziehen, wie sein Sohn gethan, und daß ich diesen Trost und meine Dankbarkeit gegen Gott mit in's Grab nehme. Rita sagt, daß ich sie bis zum Tode geliebt habe und ihr, wenn ich leben geblieben wäre, nie das Vergangene vorgeworfen haben würde, da sie bereut hat. Meiner Schwiegermutter, die so gut ist, sagt, daß sie mich der Gnade Gottes empfehle, und meinen armen Kindern, . . . meinen Waisen . . . die, wo möglich, mein Schicksal nicht erfahren mögen, daß . . . ich sie . . . segne."

Hier machte sich sein zerrissenes Herz durch lautes Schluchzen Luft.

Ueberzeugt, daß dieser Mann, den Alles, was einen Gatten, einen Bruder und einen Mann von Herz außer sich bringen kann, verblendet, erbittert und zum Verbrechen geführt hatte, im Herzen unschuldig

war, und daß nur die Umstände, Noth und Mangel an Charakterstärke ihn zum Räuberleben getrieben hatten, litt der Pater während Perico's Erzählung alle Qualen eines Menschen, der ein Fahrzeug vor seinen Augen scheitern sieht, ohne irgend Etwas zu seiner Rettung thun zu können.

Rita war in Folge ihrer unausgesetzt thätigen Bemühungen, den Aufenthalt ihres Mannes zu entdecken, für welchen sie durch Vermittlung guter Menschen Begnadigung vom König erhalten hatte, an jenem Tage mit ihrer Mutter nach Sevilla gekommen.

Als Beide eben über den Platz San Francisco gehen wollten, sahen sie auf demselben eine Menge Menschen versammelt. Sie fragen nach der Ursache des Lärmens und man zeigt ihnen den Galgen.

Sie wollen fliehen, aber die Menge, die sich hinter ihnen versammelt hat, macht es unmöglich. Der Verurtheilte naht, Alles bricht in Ausrufungen des Mitleids aus. „Wie jung er ist!“ heißt es; „wie ruhig und demüthig er aussieht! Der arme Mensch! Das ist der, welcher „Perico der Traurige“ heißt; seine Frau, ein leichtsinniges Weib, soll Schuld an seinem Verderben sein.“

Rita's Herz pocht heftig. Der Verurtheilte

geht vorüber, sie sieht ihn . . . sie hat ihn erkannt! Ein Schrei, wie je einer die Luft durchschnitten hat, ertönt durch den Platz.

Perico steht still. „Vater," sagt er, „das ist sie, es ist Rita."

„Mein Sohn," antwortete der Pater, „denke jetzt nur an Gott, vor dem Du bald erscheinen wirst, reuig, versöhnt und glücklich, wenn Du ihm Deine Buße bringst."

„Vater, ich möchte sie wenigstens sehen, bevor ich sterbe."

„Mein Sohn, denke an die bittere Strafe und an die glorreiche Erlösung, die Du empfangen sollst von dem Menschen, der die Hand Deines Geschickes ist."

Perico will sich umdrehen.

„Vorwärts!" befiehlt der Sergeant.

Er besteigt den Galgen, kniet vor seinem Beichtvater nieder, der ihn mit ruhigem Antlitz, aber zerrissenem Herzen segnet, küßt mit Inbrunst das Kreuz, an welchem der Gottmensch für fremde Schuld büßte, wendet noch einmal den Blick nach der Gegend, woher die Stimme erscholl, die sein Herz zerfleischte, setzt sich auf die Bank, man bindet ihn und legt

ihm das Halseisen*) um; der Henker steht hinter ihm, der Priester stimmt das Credo an, der Henker dreht die Schraube, und ein einstimmiges Geschrei: „Ave Maria Purissima!“ erschallt auf dem Platze. Mit dieser Anrufung der Mutter Gottes nimmt die Menschheit Abschied von dem Verurtheilten, den die Hand des Henkers von ihr trennt.

Der Henker bedeckt das Gesicht des Hingerichteten mit einem schwarzen Tuche.

Tiefes Schweigen herrscht auf dem Platze, über welchen, wie der Henker das Tuch, der Tod seine schwarzen Fittige ausbreitet.

Rita wurde von einigen mitleidigen Personen ohnmächtig aufgehoben und in ein Wirthshaus gebracht. Ihr Zustand war schrecklich, sie wand sich in Krämpfen, die ihr nur wenige Augenblicke der Besinnung ließen, und dann gab sie sich ihrer Verzweiflung so furchtbar hin, daß man sie wie eine Wahnsinnige mit Gewalt festhalten mußte. Mehrere Tage lang war es nicht möglich, sie nach Hause zu bringen. Endlich brachten ihre Verwandten einen Wagen, um sie fortzuschaffen. Man legte sie in

*) Die Hinrichtung der Verbrecher geschieht bekanntlich in Spanien durch das sogenannte Halseisen (el garrote), womit der Verurtheilte erdrosselt wird. Anm. d. Uebers.

demselben auf eine Matratze; aber Jedermann schämte sich, sie zu begleiten. Nur Maria fuhr mit ihrer Tochter, auf ihrem Schooße den Kopf derselben haltend, den das lang herabhängende schwarze Haar ganz verhüllte, als wollte es ihn den neugierigen und unbescheidenen Blicken verbergen.

„Da fährt sie hin," hieß es, als man sie vorüberziehen sah, „die Frau des Gerichteten, die durch ihren Leichtsinn ihren Mann an den Galgen gebracht hat;" und die Ochsen, welche den Wagen zogen, beschleunigten ihren langsamen Schritt nicht, als ob auch sie die Mission gehabt hätten, die Strafe der Mißbilligung über Diejenige zu verhängen, welche derselben so kühn getrotzt hatte.

Maria zog dahin mit der Ergebung einer Märtyrerin. Die weiche Beschaffenheit ihrer Seele gab derselben eine gewisse Elasticität, in Folge deren das ungeheuerste Leiden darin Platz finden konnte, ohne daß sie zerriß. Von Zeit zu Zeit fuhr Rita zusammen, brach in Thränen aus und drückte krampfhaft die Knie ihrer Mutter. Diese sagte Nichts, denn sie fand keine Worte des Trostes für solchen Schmerz.

Gegen Abend kamen sie im Dorfe an. Der Wagen hielt vor der Hausthür und Rita wurde

heruntergehoben. Im Zimmer ihrer Schwiegermutter sieht sie ein Fenster sperrweit offen. Ein ungewöhnlich helles Licht strömt aus demselben heraus. Rita macht sich los aus den Armen, die sie halten und stürzt auf das Fenster zu.

Mitten im Zimmer, das sie selbst in glücklichen Tagen bewohnt hatte, steht ein Sarg. Vier Kerzen warfen ihr ernstes und feierliches Licht auf Elvira's ruhigen Leichnam. Sie ist bleich wie ihr Leichentuch, ihre Hände sind gefaltet und in ihrem rechten Arme liegt ein Palmenzweig, das heilige Symbol der Jungfräulichkeit. So, ohne weitern Schmuck und in der Stellung einer Betenden, liegt die katholische Jungfrau da. Der moderne Widersinn, den Tod herauszuputzen, ist für die gesunde Vernunft ein Gräuel. Was für einen Zweck hat es, einen Leichnam seiner erhabenen Majestät zu entkleiden, seine imponirende Blässe zu bemalen, die Hände, welche sonst gefaltet dalagen, wie um die göttliche Barmherzigkeit anzuflehen, aus einander zu legen, den kalten und unbeweglichen Gliedern ihre Festtagsgewänder anzuziehen und in die kalten und steifen Hände einen Strauß farbiger Blumen, das Sinnbild der Freude und Lust, zu stecken? Scheint Euch etwa der Tod so etwas Leichtes und Lustiges,

daß Ihr einem Gebete für die Seele eine Lobrede auf den Körper vorzieht, der schon eine Speise der Würmer ist?

Im Vordertheile des verlassenen Zimmers sah man noch die trockenen Blätter des Weihnachtsbildes.

Hinten im Zimmer saß Anna, wie ein zwéiter Leichnam, bleich und unbeweglich.

An ihrer einen Seite stand Pedro, an der andern der Mönch, welcher Perico zum Richtplatze begleitet hatte.

Epilog.

Jahre waren nach den eben erzählten Begebenheiten verflossen, als der Marquis von *** einige Zeit auf einer Besitzung in Dos-Hermanas zubringen mußte.

Als er eines Abends bei Dunkelwerden von dem Gute eines seiner Verwandten zurückkehrte, bemerkte er im Vorüberfahren vor einem Olivenbaume, daß der Aufseher und der Verwalter, die ihn begleiteten, den Hut abnahmen. Er blickte hin und sah ein rothes Kreuz an den Baum geheftet.

„Ist in dieser friedlichen Gegend ein Mord vorgekommen?“ fragte er.

„Ja, gnädiger Herr,“ erwiederte der Aufseher, „hier ist der wackerste und stattlichste junge Mann ermordet worden, der je den Boden von Dos-Hermanas betreten hat.“

„Und der Mörder,“ fügte der Verwalter hinzu, war der rechtschaffenste und geachtetste Mann des Dorfes.“

„Wie ging denn das zu?“ fragte der Marquis.

„Gnädiger Herr,“ antwortete der Aufseher, „Wein und Weiber, die Ursache alles Unheils.“

Und unterwegs erzählten sie die von uns berichteten Vorfälle mit allen ihren Einzelheiten.

„Leben denn im Dorfe noch Einige von der Familie?“ fragte der Marquis, dem die Erzählung das lebhafteste Interesse eingeflößt hatte.

„Nein, gnädiger Herr,“ war die Antwort. „Der alte Pedro starb noch in demselben Jahre. Perico's Frau wollte freiwillig Hungers sterben, aber der Mönch, der ihrem Mann in seinen letzten Augenblicken beigestanden hatte, vermochte sie, sich für ihre Kinder zu erhalten, denn das sei Gottes und ihres Mannes Wille. Weil sie aber eine Stirn von Erz hätte haben müssen, um an einem Orte zu bleiben, wo Alle ihren Mann gekannt und geliebt hatten, so zog sie mit ihrer Mutter in's Gebirge zu Verwandten. Einer, der vor längerer Zeit von daher kam und sie gesehen hatte, sagte, sie wäre nicht mehr dieselbe. Die Thränen hätten ihr Gesicht gefurcht,

sie wäre magerer als die Sense des Todes und immer kränklich."

„Und die Mutter?" fragte der Marquis.

„Die arme Tante Anna ist grade vorgestern gestorben. Die unglückliche Frau sah aus wie ein Schatten, und ging so krumm, als suche sie ihr Grab als Ruhestätte."

Inzwischen waren sie im Dorfe angekommen.

„Das ist das Haus," sagte der Verwalter, als sie vor einem großen finstern Gebäude vorbeikamen.

Der Marquis hielt still und trat hinein.

Eine steinalte Frau, eine Verwandte der Verstorbenen, wohnte allein in dem traurigen und leeren Hause, auf welchem in dem Augenblicke das blasse Licht des Mondes gleich einem Leichentuch ausgegossen war.

„Wie wüst sind diese Beete!" sagte der Marquis.

„Das waren sie nicht," erwiederte die Alte, „als das arme Mädchen sie besorgte, welche an dem Tage, wo sie ihres Bruders Hinrichtung erfuhr, die Augen schloß, um sie für die Schrecken dieser Welt nicht wieder zu öffnen; sie hatte immer die Beete voll Blumen, welche wie Kinder unter der Pflege einer Mutter gediehen."

„O,“ rief der Marquis aus, „wie Schade! Der herrliche Orangenbaum ist vertrocknet!“

„Ja, der war steinalt, Herr,“ erwiederte das Mütterchen, „und viel Sorge und Pflege gewohnt. Seit die arme Anna ihre Kinder verloren hatte, kümmerte sich weder sie noch sonst Jemand um ihn, und da ist er denn vertrocknet!“

„Und der Hund da?“ fragte der Marquis, als er einen alten blinden Hund einsam in einem Winkel liegen sah.

„Der arme Melampo! Seit seines Herrn Abwesenheit wurde er traurig und blind. Anna empfahl ihn vor ihrem Tode meiner Pflege; das war fast das Einzige, was die arme Frau sprach; er wird dessen aber wohl nicht mehr bedürfen, denn als die Leiche fortgebracht wurde, fing er an zu heulen und hat seitdem Nichts fressen wollen.“

Der Marquis trat näher.

Der Hund war todt.

Druck von George Westermann in Braunschweig.